

Aus dem

Gerichtssaale.

Von

Dr. Joseph Hofmann,

ordentlichem öffentlichem Professor der Staatsarzneikunde an der Ludwigs-Maximilians-Universität, Arzt am k. Bezirksgerichte München links der Isar, ordentlichem Beisitzer des k. Medizinalcomité an der k. Universität, auswärtigem Mitgliede der Gesellschaft für Geburtshilfe in Berlin, und korrespondirendem Mitgliede des Vereins zur Förderung der Staatsarzneikunde im Grossherzogthum Baden.

Viertes Heft.

Separatabdruck aus A. Henke's Zeitschrift für die Staatsarzneikunde.

Erlangen, 1860,

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

(Adolph Enke.)

Aus dem

Geriatrie.

Von

Dr. Joseph Hofmann,

ordentlichem öffentlichem Professor der Staatsarzneikunde an der Ludwig-Maximilians-Universität, Arzt am k. Bezirksgerichte München links der Isar, ordentlichem Beisitzer des k. Medizinalcomité an der k. Universität, auswärtigen Mitgliede der Gesellschaft für Geburtshilfe in Berlin, und korrespondirendem Mitgliede des Vereins zur Förderung der Staatsarzneikunde im Großherzogthum Baden.

Viertes Heft.

Separatabdruck aus A. Henke's Zeitschrift für die Staatsarzneikunde.

Erlangen, 1860,

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

(Adolph Enke.)

V o r w o r t.

Am 31. März und 1. April 1859 fanden vor dem Schwurgerichtshofe von * die öffentlichen Verhandlungen gegen den Studirenden A. B. der Universität F. Statt, der am 7. Oktober 1858 Abends aus Selbstüberschätzung, geistigem Hochmuth, Egoismus und grundloser Eifersucht seine Geliebte, ein Mädchen aus den besseren Ständen, erschossen hatte. Erregte schon die That zur Zeit, als sie geschah, Theilnahme und Entrüstung in der ganzen Stadt, so musste die spannendste Aufmerksamkeit eintreten, als die Sache vor dem Schwurgerichtshofe verhandelt wurde. Die gelesensten öffentlichen Blätter sprachen davon. Die Augsburger Allgemeine Zeitung, die Berliner Gerichtszeitung, Friedreich's Blätter für gerichtliche Anthropologie und andere brachten mehr oder minder umfassende Berichte; die Pariser *Gazette des Tribunaux* hatte einen eigenen Berichtersteller gesendet, der freilich im Schwurgerichtssaale Dinge sah und hörte, die ausser ihm Niemand sah und hörte und Niemand gesehen und gehört haben konnte, weil sie nicht da waren und nicht gesprochen wurden; der Schwäbische Merkur, der Nürnberger Korrespondent, die Augsburger Abendzeitung u. s. w. öffneten ihre Spalten der Sache. In der That war der Fall von so bedeutendem psychologischem Interesse, dass lange kein ähnlicher Fall vorgekommen ist und wohl auch in Dezennien kein solcher vorkommen wird.

Mir war die Abgabe eines Gutachtens in diesem Falle auferlegt. Was ganz besonders dabei hervortrat, war die Kontroverse, wo auf psychologischem Gebiete die Grenze sei für das Urtheil des Arztes und für den Richter, — wo

die ärztliche Kompetenz aufhöre und die richterliche beginne; oder — mit anderen Worten — was auf psychologischem Gebiete als Gründe für geminderte Zurechnungsfähigkeit, und was als Strafmilderungsgründe gelten könne und dürfe, — und diese Kontroverse glaubte ich ganz besonders hervorheben zu müssen, da sie, wie mich dünkt, für Aerzte sowohl als für Juristen von grösstem Interesse ist.

Ich habe für die ganze Haltung meines Gutachtens nur noch zu erwähnen, dass die bayerischen Strafgesetze eine geminderte Zurechnungsfähigkeit einmal kennen. Wäre dies nicht der Fall und hätte mir das Gesetz nur die Wahl zwischen Zurechnungsfähigkeit und Unzurechnungsfähigkeit gelassen, so dürfte es nicht zweifelhaft gewesen sein, wohin sich meine Ansicht gewendet hätte.

Ich reihe diesem Falle einen vor dem oberbayerischen Schwurgerichtshof verhandelten Vergiftungsfall an. Bietet dieser Fall an und für sich juristisches und gerichtsärztliches Interesse, so erhöht sich dieses dadurch, dass er den Einfluss des Sachverständigen auf die Rechtsprechung so recht augenfällig dokumentirt. Bei dem ausgezeichneten Scharfsinne, mit dem die k. Staatsbehörde das Gebäude ihres Indizienbeweises zusammengefügt hatte, und der Beredsamkeit, mit der sie die Anklage aufrecht hielt, wäre vielleicht nicht an der Verurtheilung des Angeeschuldigten zu zweifeln gewesen, wenn ärztlicherseits die Anklage im subjektiven Punkte hätte gestützt werden können. Es bewahrheitete sich der Satz: was die Anklage nicht stützt, schwächt sie.

München, Pfingsten 1860.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Ist der Student A. B., als er in überschwenglicher Liebe den Gegenstand derselben erschoss, vollkommen zurechnungsfähig oder beschränkt zurechnungsfähig gewesen? Ein Gutachten, als Beitrag zur Entscheidung der Kontroverse, was auf psychologischem Gebiete Zurechnungsfähigkeitsminderungsgrund und was Strafmilderungsgrund sei? 1

II. Anklage wegen Arsenikvergiftung. — Untersuchung einer mehrere Jahre beerdigt gewesenen Leiche, — geringer Werth der sogenannten Mumifikation 106

Am 7. Oktober 1858 Nachts 11^{1/2}–11^{3/4} Uhr meldete sich der Student A. B. bei der Polizeibehörde mit der Angabe, er habe vor wenigen Stunden ein Mädchen erschossen. Ein Polizeikommissär begab sich mit ihm an den Ort der That — ein Sommerhäuschen in einem Garten einer entfernten Vorstadt — und fand ein Mädchen, 18–19 Jahre alt, todt mit dem Rücken auf der Erde liegend. Der Schuss war in die Magengegend eingedrungen.

Die Section ergab folgendes Resultat:

In der Mittellinie des Körpers 4" oberhalb des Nabels eine elliptische Wunde grösster Länge 2^{1/4}" grösster Breite

106

I.

Ist der Student A. B., als er in überschwenglicher Liebe den Gegenstand derselben erschoss, vollkommen zurechnungsfähig oder beschränkt zurechnungsfähig gewesen? Ein Gutachten, als Beitrag zur Entscheidung der Kontroverse, was auf psychologischem Gebiete Zurechnungsfähigkeitsminderungsgrund und was Strafmilderungsgrund sei?

Historisches.

Am 7. Oktober 1858 Nachts $11\frac{1}{2}$ — $11\frac{3}{4}$ Uhr meldete sich der Student A. B. bei der Polizeibehörde mit der Angabe, er habe vor wenigen Stunden ein Mädchen erschossen. Ein Polizeikommissär begab sich mit ihm an den Ort der That — ein Sommerhäuschen in einem Garten einer entfernten Vorstadt — und fand ein Mädchen, 18—19 Jahre alt, todt mit dem Rücken auf der Erde liegend. Der Schuss war in die Magengegend eingedrungen.

Die Sektion ergab folgendes Resultat:

In der Mittellinie des Körpers 4" oberhalb des Nabels eine elliptische in grösster Länge $2\frac{1}{4}$ ", in grösster Breite

$\frac{5}{4}$ " messende, klaffende, rissränderige Wunde; in ihr die vordere Magenwand liegend, die Wundumgebung mit geronnenem Blute bedeckt, nach dessen Hinwegwaschung die Haut verbrannt ist und deutlich Geruch nach Pulver wahrnehmen lässt.

Die vordere Brustwand zeigt bei der Perkussion auf beiden Seiten luftigen Ton.

Durch die Wundöffnung eingeführt kann der Finger in der Richtung gegen die Leber und Lenden hin ganz bequem eindringen.

Etwa 2"—3" rings um die Wunde herum die Haut von der unterliegenden Hautmuskulatur getrennt und unterminirt.

An der ganzen Leiche ausser der Schusswunde keine Verletzung.

Die Weichtheile der linken vorderen Brusttheile und ebenso die knöchernen Theile unversehrt.

Im linken Brustraume kein pathologischer Erguss, die linke Lunge allenthalben frei und nicht verwachsen, in normaler Lage, von gesunder Färbung, allenthalben lufthaltig, im hohen Grade blutleer.

Die auf der rechtseitigen Brusthälfte aufgelagerten Weichtheile und die rechtseitigen Rippen ganz unversehrt.

Im rechten Brustraume kein pathologischer Erguss. Die rechte Lunge mit Ausnahme einer kleinen Stelle hinten und unten, wo alte Verwachsungen sind, frei und nicht verwachsen, in normaler Lage, von ganz gesunder Färbung, überall lufthaltig, von ganz gesundem, aber sehr blutleerem Gefüge. Das ganze Zwerchfell unversehrt.

Herz ganz normal; im rechten und linken Vorhofe dünnflüssiges Blut, beide Kammern blutleer. Herzbeutel unversehrt. Der der Schussöffnung zunächst liegende Theil des linken geraden Bauchmuskels mit den angrenzenden Partien der schiefen Bauchmuskeln ganz zerrissen und mit Blutgerinnsel zersetzt.

In der Bauchhöhle die Baueingeweide in normaler Lage, links vom Magen ein Extravasat theils dünnflüssig, theils geronnen, ungefähr 4 Unzen betragend und in ihm zerrissene Stücke von Leber und Netz.

Im rechtseitigen Bauchraume Erguss flüssigen Blutes. Ueber der Leber in ihrem ganzen Umfange ein enormes Blutextravasat.

Der rechte gerade Bauchmuskel mit den nachbarlichen

Theilen der schiefen Bauchmuskeln ganz zerrissen und mit Blut durchsetzt.

Leber ganz zerrissen, so dass nur noch der nach aufwärts gerichtete Lebergrund unversehrt ist. Der ganze mittlere Lebertheil so zerrissen, dass ein ungefähr 2—3 Drachmen schweres Leberstück ganz getrennt von der übrigen Leber in der linken Bauchseite zwischen den Darmwindungen liegt. Das runde Leberband, der Spiegel'sche Lappen, die Gallenblase fehlen gänzlich; die Pfortader und Hohlader zerrissen. In der Leber kein Schussmaterial.

Der auf der Wirbelsäule liegende Theil der Hohlvene zerrissen. Magen, Zwölffingerdarm, und der ganze Darmkanal, Nieren, Harnleiter unversehrt. Im Magen Ueberreste frisch genossener Kartoffel.

Milz in ihrem ganzen Umfange oberflächlich eingerissen. In der linken Hälfte der Beckenhöhle ein dünnflüssiges Extravasat von 5—6 Unzen und auch im rechten Beckenraume ein Extravasat von 2—3 Unzen. Bauchspeicheldrüse in 2 Theile zerrissen.

Bauchaorta und die von ihr abgehenden Gefässe unversehrt.

In der aller ihrer Eingeweide entäusserten Bauchhöhle befindet sich ein Schusspfropf aus Druckpapier.

Mitten auf dem Körper des 2. Lendenwirbels ist eine Schussöffnung von der Grösse einer Erbse ersichtlich, und kann die Sonde hier in der Richtung von oben nach unten 1" tief eindringen. Der Schusskanal geht im Lichte von 5"" schief durch den Wirbelkörper und das Rückenmark, und steckt die auf der einen Hälfte ganz platt gedrückte, auf der anderen Hälfte noch ungleich gewölbte Kugel, von der Grösse einer gewaltig grossen Erbse, im Dornfortsatze des 3. Lendenwirbels.

Genitalapparat vollständig jungfräulich, Hymen vorhanden, unversehrt, in einem Ovarium ein frisches Corpus luteum.

Ueber die Persönlichkeit des A. B. ist Folgendes zu den Akten gekommen:

A. B., geboren 1837, ist der Sohn braver christlicher Eltern aus C., wo sein Vater Handwerker ist.

Als Schulknabe und Lateinschüler lebte er in dem Hause seiner Eltern zurückgezogen und pflog nicht viel Verkehr mit Kameraden. Sein sittliches Betragen war musterhaft, im Umgange mit Anderen war er höflich und bescheiden. Er lebte ganz seinen Studien und trieb Musik und Zeichnen mit besonderer Vorliebe.

Folgendes ist die Censur über den Besuch der Elementarschule im Jahre 18⁴⁴/₄₅:

Fähigkeiten: vorzüglich.

Sittliches Betragen: vorzüglich.

Schulbesuch: vorzüglich.

Schulfleiß: vorzüglich.

häuslicher Fleiß: vorzüglich.

Fortgang im Christenthum: vorzüglich.

Fortgang im Singen: vorzüglich.

Fortgang im Lesen: vorzüglich.

Fortgang im Kopfrechnen: vorzüglich.

A. B. war stets unter den Besten seiner Schule.

Das Abgangszeugniss aus der Lateinschule, wo A. B. in den Jahren ⁴⁵/₅₀ war, lautet:

Fähigkeiten: vorzüglich.

Fleiß: vorzüglich.

Fortgang: vorzüglich.

Religionskenntnisse: sehr gut.

Sittliches Betragen: ausgezeichnet.

Das Subrektorat der Lateinschule fügt dieser Censur folgende Bemerkung bei:

Der Schüler A. B. liebte die Zurückgezogenheit und die Beschäftigung für sich allein mehr, als die Gesellschaft seiner Mitschüler. Er genoss wegen seiner vorzüglichen Fortschritte im Studium noch lange nach seinem Abgange von der Schule das grösste Ansehen, und die Fertigkeiten, die er sich in der Musik, in der Poesie und Malerei angeeignet hatte, wurden vielfach bewundert.

Ueber seine ferneren Studien besagt das Lyzeal- und Gymnasialrektorat Folgendes:

A. B. ist in den Jahren 18⁵⁰/₅₄ Schüler des Gymnasiums und im Jahre 18⁵⁴/₅₅ Kandidat der Philosophie am Lyzeum gewesen. Mit vorzüglichen Geistesanlagen verband er andauernden und ernsten Fleiß und ein tadelloses sittliches Verhalten, dem bescheidene Anspruchslosigkeit noch besonderen Werth gab. Seine Fortschritte entsprachen diesen Vorbedingungen, so dass er, wenn auch nie der Erste im allgemeinen Fortgange, doch immer einen Platz unter den Besten einnahm und mit Ausnahme der Obergymnasialklasse sich durch 1—2 Preise alljährlich ausgezeichnet sah. Das Gymnasialabsolutorium erhielt er mit der Gesamtnote I und der Note „vorzüglich“ in der Mathematik. An dem Lyzeum erhielt er sich durch ein gleich ehrenhaftes Benehmen und

fleissigen Besuch der Kollegien den Ruf eines wackeren jungen Mannes. Seine Lieblingsbeschäftigung bildeten die Künste; er war ein vortrefflicher Sänger und Klavierspieler, hatte entschiedene Anlage zum Zeichnen, worin er es zur hohen Fertigkeit brachte, versuchte sich ganz selbstständig und allein im Malen *) und zeigte nicht unbedeutende Befähigung als Dichter. Diese reiche künstlerische Anlage liess wohl auf ein reges und frisches Empfindungsleben und ein tiefes Gemüth schliessen, das A. B. in sich tragen musste; aber sein stilles und bescheidenes Wesen hielt von ihm jeden Anflug und Anstrich von Ueberspanntheit, Genialitätssucht fern. Im Umgange mit seinen Lehrern steigerte sich jene Bescheidenheit fast zu ehrerbietiger Scheu; unter seinen Altersgenossen war er heiter und fröhlich und durch seine musikalischen und künstlerischen Vorzüge beliebt. Er schied von der Studienanstalt unter den schönsten Hoffnungen und reichsten Erwartungen, die man von ihm und für seine Zukunft zu hegen so sehr berechtigt schien.

Der Pfarrer in dem Heimathsorte, der den A. B. von Kindesbeinen auf kannte, sagt über ihn Folgendes:

A. B. hat als Schulknabe und Lateinschüler sehr viele Fähigkeiten und geistige Anlagen erkennen lassen. Mit dieser glücklichen Begabung verband er in der Volksschule sowohl als in der Lateinschule einen vorzüglichen Fleiss, und machte so die besten Fortschritte. Sein Betragen war stets ausgezeichnet. Nie zog er sich einen ernstlichen Tadel oder eine Strafe zu. Er lebte still und zurückgezogen in dem Hause seiner Eltern, besuchte nicht häufig die Gesellschaft seiner Mitschüler und Altersgenossen, was seinem Eifer zu dem Studium und seiner Liebe zur Musik und zum Zeichnen beigemessen wurde. Im Umgange mit Anderen benahm sich A. B. freundlich, höflich und bescheiden. Auch in späteren Jahren, wenn er als Gymnasiast und als Universitätsstudent in den Ferien zu Hause verweilte, bewährte er ein ausgezeichnet gutes Betragen. Auffallend war seine schwärmerische Liebe zur Einsamkeit, in deren Folge er sich am liebsten ruhig und still im elterlichen Hause aufhielt, wo er sich dann oft in überspannter, exzentrischer Weise der Poesie und Musik in die Arme warf. Wegen seiner Befähigung in Mu-

*) Zu Gerichtshanden kam ein von der Hand des A. B. gefertigtes Album von Malereien, welches einen hohen Grad künstlerischer Vollendung und geistiger Konzeption des Stoffes zeigt. Nicht Eine Obscönität ist in diesem Album zu finden.

sik und Gesang und wegen seiner anderen schönen Eigenschaften war er überall gerne gesehen, doch besuchte er wegen seines übertriebenen Hanges zur Einsamkeit nur selten und nur auf Zureden seiner besorgten Eltern die besten Gesellschaften, benahm sich dabei immer sehr anständig und bescheiden, war sehr mässig im Genusse geistiger Getränke und verträglich mit Jedermann. Auch seine religiös-kirchlichen Obliegenheiten erfüllte A. B. regelmässig, besuchte allsonntäglich den Vor- und Nachmittagsgottesdienst und spielte dabei die Orgel in frommer Begeisterung. Er war von jeher ein guter und gehorsamer Sohn, ein treuer Bruder, ein fleissiger Student und ein sittlich-religiöser Jüngling, der Liebling seiner Eltern und Geschwister, geschätzt von seinen Lehrern und geachtet von Allen, die ihn kannten und ihm nahe standen. Er galt als das Vorbild eines sittlich-braven Jünglings und eines fleissigen Studenten, wurde von den Eltern ihren studirenden Söhnen vielfach zur Nachahmung empfohlen und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen und zu der zuverlässigen Erwartung, dass er einst ein würdiger und tüchtiger Diener des Staates werde.

Zwei intime Freunde, Schulkameraden und Altersgenossen des A. B., D. und H., schildern ihn folgendermassen:

Während der Ferienzeit der ersten Studienjahre war A. B. heiterer und offener, als in seinen letzten Ferien, wo er mehr verschlossen war und die Einsamkeit liebte. Er war von Morgens 5 — 9 Uhr mit Fachwissenschaft beschäftigt, von 9 — 12 Uhr mit Malen und Zeichnen, des Nachmittags spielte er Klavier, komponirte u. s. w. Abends suchte er kleine Erholungen in Spaziergängen, oft ganz allein, oft holte er einen oder den anderen Bekannten ab, oder besuchte sie mit den Musikalien, wo er sich oft stundenlang in das Spiel vertiefte. Sein Gemüth war mehr oder weniger verstimmt, oft traurig und niedergeschlagen; seine alte gemüthliche Heiterkeit war nur selten zu finden und man fand dieselbe bloss bei Einladungen in grösseren gemischten Gesellschaften, wo er dann seinen poetischen und musikalischen Geist übersprudeln liess und dadurch sich in allen Kreisen beliebt machte. Sein Studium, seine Liebhaberei zu den schönen Künsten waren mit einer Leidenschaftlichkeit von ihm ergriffen, die für uns Alle staunenerregend war. Er war beim Klavierspiele oft so vertieft in den Geist und die Sprache der Musik, wie nur ein exzentrischer Schwärmer sein kann; er musste wie aus einem tiefen Schläfe geweckt werden. Ebenso zeigte er sich als Gemüthsmensch im täglichen Umgange, wo er eine kleine Verletzung seines Gemüthes, wenn

auch nur spassweise, zuweilen so tief und in so überspannter Weise auffasste, dass dieselbe in seiner Gemüthsstimmung noch wochenlang widerhallte. Dabei war er aber nie aufbrausend und streitsüchtig, sondern diente durch seinen sanften Charakter, seine religiös-kindliche Hingebung, seine grosse Pietät für seine Angehörigen, sein warmes Freundesherz, als das Muster und Vorbild für Andere. Dass in seinem Innern, in seinem Geiste eine Veränderung sich kund gab, die auffällig war, beweisen verschiedene Briefe und Gedichte, die nach seiner letzten Abreise zur Universität (Herbst 1857) und im Laufe des Jahres 1858 bei seinen Eltern und Freunden einliefen.

Bezüglich der Aufführung des A. B. in seiner Heimath berichtet das Polizeikommissariat daselbst, dass nichts Nachtheiliges gegen ihn vorliege, und fährt dann fort:

a) Bezüglich der gesellschaftlichen Aufführung, dass, wenn A. B. in Gesellschaften kam, was jedoch selten gewesen, er sich stets sehr bescheiden, fast mädchenhaft, aber immer lebenswürdig benommen habe, so dass ihn Jedermann gerne hatte und man sich von allen Seiten auf die Ferien, als die Zeit seines baldigen Wiedersehens, gefreut habe. Das Wirthshaus hat A. B. so zu sagen nie besucht.

b) Hinsichtlich seiner Neigungen wusste man, dass sie moralisch-sittlicher Natur waren, dass er gerne Malerei, Musik, Poesie trieb, dass er aber auch neben diesen Lieblingsbeschäftigungen sein obligates Studium — Jurisprudenz — betrieb, darin exzellirte und überhaupt in jeder Beziehung als ausgezeichnet galt. Hier muss allerdings der Umstand Platz greifen, dass man dem A. B. von Seite seiner Familie zwar fühlen liess, wie sehr man ihn für ausgezeichnet halte, und wie sehr man von ihrer Seite stolz auf ihn sei; dass aber auf der anderen Seite auch dadurch sein Ehrgeiz und sein Eigendünkel besonders seiner Familie gegenüber geweckt und genährt werden musste, und dass er vermuthlich nie zugegeben hätte, in ihrer Achtung nach dieser Richtung hin auch nur im Mindesten zu verlieren.

Das Bürgermeisteramt seiner Heimath kann auf Grund eigener und vielfacher und untrüglicher Wahrnehmungen bezeugen, dass A. B. einen sehr soliden, eingezogenen, sittlichen Lebenswandel gepflogen, und nie sich an Trinkgelagen oder sonstigen Exzessen betheiligt hat, sich während der Ferien fast nur im Kreise seiner Eltern, Geschwister und weniger Freunde bewegte und hauptsächlich seinen Studien, der Musik und Malerei oblag. Es konnte daher auch nicht fehlen, dass sein Ruf ein allgemein ausgezeichnet guter war.

Von Seiten des Universitätsrektorates und Universitätspolizeiamtes in F. wird dem A. B. eine tadelfreie den Universitätsatzungen entsprechende Aufführung bezeugt. Von seinen Altersgenossen wird er als ein ehrenhafter, fleissiger, aber auch phantastischer, exzentrischer junger Mann geschildert, so dass er unter den Kameraden den Namen des „Ueberschwenglichen“ erhalten hatte. Niemals konnten sich seine Universitätsfreunde mit seiner exzentrischen Weltanschauung stellen, und im Jahre 18⁵⁷/₅₈ vermied A. B. den Besuch der Zusammenkünfte seiner Freunde gänzlich, er wurde verschlossen, in sich gekehrt, trübgestimmt. Aus dieser Zeit stammt auch folgendes in seinen Papieren späterhin aufgefundenes, von seiner Hand ausgefülltes Universitätszeugniss *):

Ich Endesunterzeichneter bezeuge hiermit, dass Herr Gregor von Eden im Sommersemester 1858 sich auf meine Vorlesungen über Leibesqualen, Kummer, Elend, Tod, Ewigkeit, Teufel, Hölle, spanischen Nebel und römisch-katholischen Unsinn, gemäss der Satzungen für Studirende zur rechten Zeit eingeschrieben habe.

F. den 1. Tag des Kometen 1858.

Dr. Spitzbub.

Aus den hundert und abermal Hunderten von Gedichten, die zu den Akten kamen, und zum Theile aus der Zeit vor dem Liebesverhältnisse, theils des Liebesverhältnisses des A. B. mit der Ernestine G. stammen, lasse ich etliche hier folgen:

*) An der Universität, wo A. B. studirte, bestehen gedruckte Inskriptionsformulare, welche nur ausgefüllt zu werden brauchen. Ein solches Formular lautet:

Ich Endesunterzeichneter bezeuge hiermit, dass

Herr

im Semester des Jahres

sich auf meine Vorlesungen über

gemäss den Satzungen für Studirende zur rechten Zeit inskribirt habe.

F. den

Unterschrift des Universitätslehrers.

1.

Ave Maria.

Gesunken war der Sonne Licht im Westen,
 Vergoldet schien des Himmels Azurblau,
 Die Vöglein ruhten schon in ihren Nesten,
 Verklungen war ihr Liedchen auf der Au.
 Es treibt die woll'ge Schäferheerd' zum Stalle
 Der Hirt' am sanft absteigenden Abhang hin,
 Und wunderbare Nebel aus dem Thale
 Die Berg' und Bäum' mit zartem Flor umzieh'n.
 Schon zittert Licht herab vom Abendsterne,
 Der einzig oben hält die Wacht.
 O heil'ge tiefe Stille nah und ferne! —
 Es drängt zur Andacht hin das Herz mit Macht.
 Da — horch! — da zittert's leise her vom Kloster,
 Ein frommer Klang, so hell, so wunderschön
 Und mit den lauen Windeswehen kos't er
 Und weiter singt er über Berges Höh'n:

„Ave Maria!“

Noch hallt der zarte Klang weit in den Lüften,
 Ihn lispeln ferne Glocken noch im Chor,
 Balsamischen Geruch gleich Weihrauchdüften
 Entsendeten die Blumenkelch' empor.
 Und eine Nachtigall beginnt zu schlagen
 Und dankend klingt so schmelzend süß ihr Sang,
 Er wird auf Wehmuthsflügeln sanft getragen,
 Verschmilzet mit der Abendglocke Klang.
 Und aus dem Nebel wunderlich Gebilde steigen,
 Sie schweben hin so luftig und so fein;
 Und auch der Sterne droben hehres Schweigen
 Stimmt mit der Schöpfung hohem Liede ein.
 Und in der Bäume Wipfel rauscht es lauter,
 Und lispelt einen Gruss zur Sternenpracht,
 Und überwältigt vor dem süßen Schauder
 Der Schöpfung hehrem Liede bet' ich sacht':

„Ave Maria.“

2.

An Sie.

Marie, hehre Unschuld thronet
 Auf Deiner schönen Stirne hold,
 Und stiller süßer Frieden wohnet
 Im Herzen Dir so rein wie Gold.

Aus Deinen blauen Augen strahlet
Ein Blick, der Bahn zum Herz sich bricht
Und zarte Rosenfarbe malet
Die Wangen Dir wie Morgenlicht.

Rehslank ist Deines Wuchses Fülle,
Wie Maienröslein roth Dein Mund,
Doch aus der zarten Knospenhülle
Aufbrach der Thau zur Morgenstund'.

In Deiner Augen Sternen lesen:
„Ich liebe!, ja!, ich liebe Dich!“
Mein nennen Dich, Du Himmelswesen —
Dies Glück erhebt zum Eden mich.

Ausströmend in dem heissen Kusse
Der Liebe, Herz an Herz gedrückt,
Mag stürzen dann im Zeitenflusse
Die Welt, aus ihrer Bahn gerückt.

3.

Liebeslieder.

a.

Ich schlich in Deine Kammer
In stiller Nacht hinein,
Mein Herz, es war voll Jammer
Und tiefer Liebespein.

Gleich einem Engelsbilde
Lagst Du in süsser Ruh!
So schön, so hold, so milde. —
Ich neigte mich Dir zu.

Und meinen Namen nennet
Dein Mund im süssen Traum.
O Wonn'! Ein Flammenkuss brennet
Auf seinem Purpursaum.

Erschreckt hältst mich umschlungen,
Ziehst weinend mich zur Brust;
Von Liebe, ganz durchdrungen
Wein' ich aus Himmelslust.

b.

Stillverschwiegen oben blinken
Tausend gold'ne Himmelsterne,
Traut der Bäume Kronen winken
Zu den Leuchten in der Ferne.

„Liebchen! Liebchen! steig hernieder,
 „Wandle mit mir durch die Auen!
 „Nachtigall singt süsse Lieder —
 „Keine Lauscher hier uns schauen.“

Zauberisches Liebeswehe

Strömt von überall zum Herzen:

„Liebchen! Liebchen! ich vergehe,
 „Komm und stille meine Schmerzen.“

c.

Liebchen an die Brust gelehnet

Sass ich wonnig unter'm Baum;

Sternbesät sich oben dehnet

Weit des Himmels mächt'ger Saum.

Und die weissen Hände leget

Lächelnd sie an meine Brust.

„Fühlst Du, wie's da d'rin sich reget,

„Fühlst Du, Liebchen! meine Lust?

„Ach! wie Deine Brust sich wieget,

„Wie die Quelle sinkt und steigt.“

Also spricht sie, fester schmieget

Sie sich an mich an und schweigt.

Himmel, ach! wie strahlst du milde,

In dem sanften Sternenlicht!

Doch mit diesem Engelbilde

Neid' ich euch, ihr Sterne! nicht.

4.

Die Treue.

Motto:

Lieb' ist irdisch angezogen,
 Treue trägt ein Sternkleid.

a.

Ein Jäger putzte sein Gewehr,

Doch dabei ihm die Thränen rannen;

Das Herz ist ihm so bang und schwer,

Er liebte das Mädchen so sehr, so sehr,

Seit er ihm in die Augen geschaut.

„Wie liebte ich Dich, wie liebt' ich Dich treu;

„Ich schloss Dich ein in dem Herzen!

„Du hattest vor'm heiligen Schwure nicht Scheu,

„O möge Dir nimmer einst bittere Reu'

„Verdunkeln die glücklichen Tage!

„Wie stolz schritt ich sonst durch Gottes Natur,
 „Wo Alles so freundlich mir lachte;
 „Jetzt perlen im Thau mir Thränen nur
 „Ich find' in der Schöpfung von Ihr keine Spur,
 „Sie ist vom Schmerze durchhauchet.“

So klagte der schöne Jäger gar sehr,
 Ihm feuchten die Thränen die Wange;
 Es war ihm das Herz so bang und so schwer —
 Doch putzt er weiter sein Gewehr
 Die Treue das Herz ihm wird brechen.

b.

Dort unten in dem Häuschen klein
 In der niedlichen reinlichen Stube
 Sitzt bleich ein schönes Mägdelein
 Verlassen hat es der Erwählte sein —
 Er lachte des Schwures der Treue.

Sie dachte des Jägers Liebe mit Schmerz,
 Der Liebe, die einst sie vereinte:
 „Vielleicht hab' ich durch den harten Scherz
 „Gebrochen ihm das treue Herz“ —
 Sie deckte das Antlitz und weinte.

Da schallten die Glocken vom Thurme her;
 Wie zitterten mächtig die Klänge,
 Es tönten die Schläge so dumpf und schwer,
 Einem Jüngling erweisen die letzte Ehr'
 Die trauernden ernsten Gesänge.

Da zieht sie's empor, an's Fenster sie springt:
 „Ha! Wen birgt dorten die Bahre?“
 Der Nam' des Geliebten zum Ohre ihr dringt
 Verzweifeln die weissen Hände sie ringt
 Und raufet die goldenen Haare.

Und von tiefem Schmerz im Innern durchwühlt
 Sinkt auf den Boden sie nieder.
 Erst als der Abend die Erde kühlt,
 Das bleiche Mädchen erwachen sich fühlt,
 Die Sinne kehren ihr wieder.

Ganz ist nun die schönste Blume geknickt,
 Die herrlich einstens geblühet,
 So lang sie die treue Liebe erblickt,
 So lang sie der Treue an's Herz gedrückt,
 Vom liebenden Kusse erglühet.

5.

Mein Panier.

Sie lag in meinem Arme
Ohnmächtig, still und bleich,
Und ich in süßem Harme
Umging sie sanft und weich.

„Du schöne Rose bebest
„Wie zitternder Sterne Schein?
„Und Du, mein Himmel webest
„Mir Lust in's Leben allein.“

Und trunken schaut ich nieder
Zur holden Rose mein.
Sie öffnet die Augen wieder,
Den Himmel sah' ich drein.

„O dass bei Dir stets ich bliebe,
„Mein süßer Morgenstern!
„Doch Deine treue Liebe
„Glänzt mir auch in weiter Fern!“

Strahlenblicke flossen
Aus himmlischem Herzensgrund,
Von rosigen Lippen geschlossen
Küsst sie mein glühender Mund.

Drum Rosen und goldene Sterne
Auf reinem azurenem Blau
Sei'n mein Panier in der Ferne
Bis hinüber zur ewigen Au.

6.

Ich sah wohl oft zwei Liebende geh'n
O Liebchen! wie Du und ich.

Ich sah sie umfangend zusammensteh'n
Sich küssen so inniglich —

O Liebchen, wie Du und ich.

Sie sah'n sich so still in die Augen,

O Liebchen! wie Du und ich,

Sie thäten nicht Worte brauchen

Sie trugen den Himmel in sich,

O Liebchen, wie Du und ich.

7.

Vergissmeinnicht.

Ich sah an Deinem Fenster stehen
Rosen und Vergissmeinnicht,

Ich bat sie leis' für mich zu flehen
Als ein sinnig still Gedicht.

Da athmet Liebesgluth die Rose
Und haucht sie Dir in's Herz hinein,
Vergissmeinnicht blickt wie der Himmel
Dich an, so bittend, treu und rein.

Und Du, Du hast sie wohl verstanden,
Kamst zu mir im Mondenlicht,
Und als die Lippen Rosen fanden,
Sprachst Du süß: „Vergissmeinnicht!“

8.

Bin weder hässlich, weder schön,
Doch kann man mir in's Anlitz sehn;
Bin weder arm, bin weder reich,
Doch was ich wünsche, hab' ich gleich.
Hab freies Aug' und freies Herz,
Lieb' freie Red' und freien Scherz;
Ich lieb' die Kunst und die Natur,
In Beiden doch das Schöne nur.
Es hielt mich Mancher schon für dumm,
Den führt' ich an der Nas' herum;
Begegnet wo mir offner Brauch,
Da fühl' ich mich ganz heimisch auch.
Ich schmeichle nie, auch wenn's so schien,
Stets ist ein Bischen Wahrheit drin.
Ich hasse Etiquettenzwang,
Denn der verstimmt den Herzensklang,
Ich hass' Komplimentirerei,
Sie ist die Schal' zum faulen Ei.
Ich hass' des Gecken hohlen Kopf,
Geleckt und süß und doch ein Tropf;
Ich hass' der Modegänschen Heerd',
Sind keines rechten Mannes werth,
Sie sprechen zierlich: „non“ und „oui“,
Sind aussen hui und innen pfui.
Ich halt' an meinen Freunden fest,
Ein Schuft ist, wer von denen lässt;
Bei froh'n Gesell'n und frischem Trunk
Bin ich, wenn's trifft, wohl auch Hallunk.
Da sprüht wohl mancher freie Witz,
Da zündet manch' Gedankenblitz;
Da spottet Keiner des Andern Leid,
Da theilt man Schmerz, da theilt man Freud';
Da liegt so klar jedes Gemüth,
Dass Jeder des Andern Geheimstes sieht;

Da lebt sich's gut, da fühlt man Lust,
 Wenn keine Larve verschliesst die Brust.
 Und such' ich mir einst ein Liebchen aus,
 So geh' ich wandern von Haus zu Haus;
 Und find' ich ein Mädchen von zierlicher Art,
 Mit rosigem Munde, schwarzbraunem Haar,
 Und dunkelklarem Augenpaar,
 Jungfräulich verschämt und kindlich verzagt,
 Und die, wie ich, wieder herzt und küsst,
 Mir zeigt, was reine Liebe ist,
 Mit heitrer Seele und hellem Verstand,
 Die höher mich schätzt als eitlen Tand,
 Die mein will sein trotz aller Welt,
 Und zu mir sich vertrauend hält —
 Die sei mein' Lieb', die sei mein Weib,
 Die sei mein Herz, die sei mein Leib,
 Die sei mein Leben und mein Gut,
 Die sei mein treues junges Blut,
 Zu der will ich stehn in Leid' und Freud'
 Von nun an bis in Ewigkeit,
 Die lass' ich nicht, wenn's Weltall zerstiebt,
 Denn die hab' ich geliebt, auf ewig geliebt.
 Das klingt nun freilich wie Eigenlob,
 Doch sei mir Keiner böß darob;
 Wer meine Fehler wissen will,
 Der frage sich nur selbst ganz still;
 Und wer bei sich kein' Mängel find't,
 So glaub' er, dass sie bei mir sind.

Im Winter (Februar) 1856 sah A. B. die 17 jährige Ernestine G. Ueber das Liebesverhältniss, das sich zwischen Beiden entspann, dienen folgende Aktenstücke, die zum Theile eine Selbstbiographie des A. B. enthalten, theils darthun, wie er zum Morde der E. G. gelangte und ihn durchführte. Diesen Schriftstücken ist nichts mehr beizusetzen, als dass die wenigen Personen, die in dieses Liebesverhältniss eingeweiht waren, eine Jugendfreundin der Ernestine G. und eine alte Magd in der G.'schen Familie, sagen, wie sehr der Ernestine im Sommer 1858 das Liebesverhältniss und der A. B. zuwider geworden sei und wie sehr sie getrachtet habe, dieses lästigen Liebhabers und aussichtslosen Verhältnisses los zu werden.

Es wurde weiter konstatiert, dass bei dem Büchsenmacher,

bei dem A. B. die Pistole, die er zum Morde branchte, auch Pulver und Kugeln kaufte, nach 2 Tagen Beides abzuholen kam, und da die Kugeln noch nicht gegossen waren, diese erst am 3. Tage abholte.

I.

Brief des A. B. an Freund N.

F. den 27. Februar 1858.

Lieber Freund!

Lass mich Dich Bruder nennen, lass Dich grüssen mit dem trauesten Namen Du, Abgeschiedener! O dass Du hier wärest, Dich zu umfassen, dass ich sehen könnte, wie Du Dich mit mir freust. Noch nie, seitdem Du fort bist, habe ich so sehr nach Deinem theilnehmenden Herzen verlangt, wie jetzt.

Als das traurige Rauschen des Wagens, der Dich von hinnen führte, endlich in meinem Ohre verstummt war, und ich um mich her schaute, wie die Blätter gelb von den Bäumen fielen, wie der Herbstnebel ein Bahrtuch über das ausgestorbene Gefilde gebreitet, — o wie unendlich verlassen fühlte ich mich da, und einsam durchirrte ich die melancholische Gegend und rief laut den Namen meines Freundes und zürnte, dass er mir nicht antwortete. Wann werden wir uns wiedersehen? fragte so trübe mein Herz. Auf Erden vielleicht nie mehr. — In der Ewigkeit also? Wenn es aber kein Jenseits gibt? Viel Leid, Freund, hast Du mir tragen helfen, und nun, da ein glücklicher Lenz Blüthen und Blumen auf das grünende Gefilde meines Herzens gestreut hat, sollst auch Du an ihrem Dufte Dich laben. Freund, ich zittere, ich bebe vor dem Frühsturm, der meine Blumen knickt, und meine jungen Blüthen abschüttelt, bevor ich die reife Frucht begründeten Glückes brechen konnte; aber ich bin erfüllt von Wonne in der Gegenwart. Gehe, eile! suche Dir ein heimliches Plätzchen, und juble mit mir: „Es gibt keine Liebe! Das schönste Phänomen der beseelten Schöpfung ist nicht untergegangen!“ Sie liebt mich, Bruder, sie ist mir gut vom Herzen! O ich weiss nicht, wie ich es fassen soll, wie ich es ausdrücken soll! Nicht wahr, Du freust Dich mit mir? O mir ist, wie einem Tropfen im Meere der Unendlichkeit, nichts drückt, nichts hemmt ihn, er schwebt so leicht, so frei, im Ganzen zerfliessend und doch bestehend! Mir ist — doch halt! Wo führt der phantastische Enthusiasmus mich hin? Das Flammenrad der Schwärmerei trillt in meinem Kopfe. Du wirst lächeln. Thu's, aber freue Dich nur. Denn sieh! mein Herz ist so voll; ich muss Dir's ganz aufschlagen, Dir Alles, Alles mittheilen. Ein anderer Mensch

bin ich geworden seit kurzer Zeit, auf meiner Stirne thront, aus meinem Antlitz leuchtet die Lust, der Stolz, geliebt zu sein. Die ganze Welt ist eine andere für mich. Sieh! es kommt mir vor, als sei mein Herz mit allen seinen Gefühlen ein verzauberter Wald gewesen. Das Dunkel des Zweifels wohnte darin und die Kühle der Bitterkeit. Hohe Bäume wuchsen darin und schlossen die Kronen zusammen so eng, dass kein Sonnenstrahl des Glaubens hineinfallen konnte, und Veilchen und Massliebchen, die zarten Pflänzchen, sie kamen nur kümmerlich auf. Und in der Dämmerung des Unglückes lag dort ein Leichenstein, worauf die trüben Worte standen: „Die Liebe lebt nicht!“ Darunter hatte ich meine Liebe begraben und die Poesie. Um das Grab her aber hatte noch die Hoffnung einen Garten gepflanzt und darein aus Vergissmeinnicht einen Namen geschlungen, der mir ewig theuer sein sollte. Dorthin trieb mich oft der Unmuth, und stets düsterer war die Waldesnacht im Herzen. Und weinend hingesunken kniete ich einst dort in der Geisterstunde der Verzweiflung an dem Grabe meiner Liebe, — sieh! da fiel ein Strahl glänzend, leuchtend auf den Stein. Er sprang auf, und hervorstieg die Liebe und mit ihr Freude und Muth. Sie umfassten mich, den Sinkenden, die holden Begleiterinnen, und die Liebe legte weihend die rosige Hand auf mein Haupt, und wies lächelnd nach den Blumen. Da erhob sich ein flüsterndes Rauschen, und lichter und lichter ward das Dunkel, und ein seliger Gesang machte mein Herz beben. Zitternd stand ich und schaute das werdende Wunder. Die Veilchen und Vergissmeinnicht wuchsen empor, Blüthen regneten herab, und aus dem duftenden Nebel trat, — Sie im sonnigen Unschuldsgewande, deren Namen dort geblüht, und reichte mir lächelnd die Hand zum ew'gen Bunde! Da öffnete sich das Dickicht, und hell und wonnig liegt vor uns die Welt. Wir sind glücklich. —

Treibt's Dich nicht an, wieder zu lächeln über den Schwärmer, den die Phantasie so leicht aus der Wirklichkeit trägt? Wirst Du mich nicht auf's Leben weisen? Wirst Du nicht wieder fragen: „Was ist Liebe? Wo ist Liebe? Wie ist Liebe? Was spricht der Verstand zu dieser Liebe?“ Alle diese Fragen habe ich auch an mich gestellt und zu beantworten gesucht.

Als wir zuerst uns kennen lernten, da war ich ein schwärmendes offenes Gemüth. Mancher fremde Tropfen drängte sich hinein, aber meine bessere Natur warf ihn stets wieder heraus. Ich hatte mir das Ideal einer Welt nach einem Systeme gebildet, das so ganz für die Bedürfnisse meines

Herzens geschaffen war. Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie schob ihre Träume unter. Da traf ich Dich. Mein dichterisches Gefühl hatte schnell Deinen denkenden Geist erkannt, der kalt die Wirklichkeit erfasste und doch des tiefsten Gefühles für Menschenadel voll war, und unendlich fühlte ich mich zu Dir hingezogen. So widersprechend unsere Ansichten waren, so sehr Dein unwiderstehlicher Witz meine Traumschöpfung wie Kartenblätter zusammenwarf, so bitter der Kampf war, den der Widerspruch meines Ideals mit der Welt in mir hervorrief, die Deine Menschenkenntniss und Dein klarer Blick längst als wahr gefunden und mit unwidersprechlichen Schlüssen mir vorführte: desto mehr schlossen wir uns an einander, und meine Phantasie erhielt an Deiner Seite jene heilsame Beimischung philosophischen Ernstes, der nur allein einen festen Stützpunkt verleiht im Streben nach Wahrheit, und Deine Kälte erwärmte sich dann wieder an meiner feurigen Begeisterung. Redlich rang ich nun nach Wahrheit, ich rang furchtbar, und mein Weltgebäude stürzte zusammen, und seine Trümmer drohten mich zu erdrücken. Aber Du führtest darüber hinweg, Du zeigtest mir, dass die Moralität auf anderen Pfeilern ruhe, als auf Schreckbildern, Du führtest mich zu dem Ziele, wo Du längst gelandet, zur Freiheit des Geistes (nicht zur Freigeisterei). Von diesem Punkte blickte ich nun in's Leben, in die Wirklichkeit, auf die Menschen, und anders fand ich Alles, als ich geträumt. Wehmüthig lehnte ich an Dir. Aber mein Geist war noch nicht so stark, als der Deine. Du konntest lächeln über diese kleinlichen Menschen, mir that es weh, dass ich sie nicht mehr lieben konnte, und ich bedurfte der Liebe. — Ja, ich musste lieben, wenn mein Herz nicht versiegen sollte, wie ein Quell im Sande. Wohl hatten wir einen seltenen Freundschaftskreis gebildet. Gleiche Begeisterung für das Grosse, Göttliche, Schöne; Harmonie, nicht Gleichheit der Gesinnungen schloss uns zusammen, die Erkenntniss der hohen idealischen Einheit, nach der wir alle, wenn auch auf verschiedenen Wegen, streben, liess uns mit Brüderliebe uns umfassen. Aber es war nicht die Liebe in meinem Sinne. Höher war mein Geist gebildet, sein Sehkreis erweitert worden; aber im Herzen fühlte ich doch eine leere Stelle, und dorthin musste ein Wesen, das nach diesen gewaltigen Geistesanstrengungen mein Gemüth für zartere Eindrücke weich und bildsam machte; ein Wesen, das mir einen Tempel in die Brust baute, wo auf unentweihtem Altare das reine Feuer der Liebe vor einem Götterbilde brannte, in dessen Verehrung allein sich auch die Lichtseite des Lebens mir wieder zuwandte.

Ich sah Ernestine und alle Hoffnungen der ersten Jugendträume erwachten wieder. Sie hatten nur geschlummert. Meine dichterische Natur arbeitete sich wieder empor und mit ihr die Liebe. Ich weiss, wie oft Du mich tadeltest, wie oft die Anderen. Alle gaben zu, dass sie ein liebliches Geschöpf sei. Aber traurige Erfahrungen hatten sie mit Verachtung des weiblichen Herzens erfüllt, obwohl sie die Bestimmung und das Ideal des Weibes verehrten. In Wirklichkeit hielten sie alle Mädchen mehr oder weniger für Koketten, von denen nicht Eine einer wahren Liebe fähig sei. Und auch Ernestine konnte sie nicht bekehren.

Nur ich allein nahm sie in Schutz und fand in ihrem allerdings etwas freien Benehmen auf dem damaligen Balle nur das Hingeben einer unverdorbenen Seele an diess Vergnügen, das sie ja zum ersten Male genoss. Und wie glücklich war ich, als auch Du, mein Bruder, Dich durch meine standhafte Anhänglichkeit rühren liessdest, und zu mir sprachst: „Sie setzt kein Falsch in die Welt, darum ist sie so heiter und offen. Sie ist eine seltene Blume, die unter treuer Pflege herrlich blühen würde“, und ernster führst Du fort: „Aber wer wird ihr diese Pflege widmen? Wie lange wird es dauern, bis die Phrasen hohler Köpfe sie umschwirren und wie Schmetterlinge ihr die Süssigkeit dieser unschuldigen Heiterkeit entziehen?“ Ich mochte nicht weiter daran denken und liebte.

Aber da kam das Künstlerfest in L. dazwischen. Dort, Freund, stiess mein Glaube hart an dieses Eck und schien sinken zu müssen. In gedrückter Stimmung entfernten wir uns damals aus dem Gedränge. Wir kamen zu einer Lichtung im Walde*) und liessen uns auf Baumstrunken nieder. Todtenstille war um uns. Das fröhliche Gelärm tönte nicht herüber. Lange sassen wir, die reizlose Landschaft betrachtend; sie war ein Abbild meines Innern, regelloses Gebüsch, niedriges Bestände, die hohen Bäume gefällt. Finsterer Ernst lag auf Deinem Gesichte. Da sah ich plötzlich Dein bitteres Lächeln, um Deinen Mund zucken und schneidend fragtest Du: „Was gilt der Hopfen?“ Dieser Schlag war gut geführt. Er traf mich in's Mark. Mein Herz blutete aus tiefer Wunde; aber die scharfe Sonde Deiner Vernunft fuhr hinein und suchte den letzten Keim des Uebels, wie Du es nanntest, herauszureissen. Fast wäre Dir's gelungen: „Wo ist eine Liebe?“ sprachst Du. „Wo ist das Band, das zwei Seelen um ihrer selbst willen aneinander knüpft? Du liebst, sie liebt Dich nicht. Ist eine solche einseitige Liebe ein harmonisches

*) Die Künstlerschaft in F. feiert alljährlich ihr Maifest im Freien, und zwar im Jahre 1856 im Waldchen bei L.

Band zweier Seelen? Deine Phantasie webt sich dieses Band aus ihrer Gestaltungskraft, sie fingirt es, und an diesem eingebildeten Glück begeisterst Du Dich zu Liedern und Ideen. Liebe ist ein Tausch der Persönlichkeiten, der aus Lieben und Geliebtwerden hervorgeht, eine Verwechselung der Wesen. Schau um Dich, kranker Freund, wo ist sie? Die beiden zur Liebe geschaffenen Geschlechter, sie gehen im Leben neben einander her, sie achten sich vielleicht, nennen sich vielleicht Gatten, aber wo blieb die Liebe? Dieses Band, das die Konvenienz und die elende Welt geknüpft hat und gut hiess, diess ist nicht jener leuchtende Stern, den Du suchst; denn die Welt hasst die Liebe. Die Rücksichten des Lebens, die Wünsche der Eltern, der Neid der Leute, Haschen nach äusserem Glanz, Ehrgeiz, Geldsucht, oft auch zu wenig Vertrauen, sie vereinigen sich zu einer Sumpfluft, in der die Keime der Liebe nur mager aufwachsen können. Sei ein Mann und reisse diese krankhafte Gefühl heraus, das nie eine Existenz haben kann.“

Ich fühlte die Macht Deiner Gründe. Die so lange gehetzte glückliche Täuschung floh hinweg. Wir waren in der schrecklichen Lage, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Hätte uns damals eine finstere Macht der Erde entrückt, und alle sonstigen Erinnerungen aus unserer Seele getilgt, und nur diesen Zweifel an dem Vortrefflichen uns gelassen, wir wären die Unglücklichsten der ganzen Ewigkeit gewesen.

Wir fuhren nach Hause, zufälliger Weise im selben Wagen mit ihr, und so oft der rothe Schein der am Wege stehenden Pechpfannen sie beleuchtete, sah ich in dem ungewissen Lichte, wie sie an die Seite des Verhassten sich schmiegte, während sie meine Annäherung schon geflohen, und die Flamme meines Glaubens war bis auf einen kleinsten Funken zusammengesunken. Aber doch blieb er lebendig durch meine Treue.

Der innere Seelenkampf machte mich auch körperlich krank, und es erfasste mich damals zum ersten Male in meinem Leben das Heimweh. Wie angenehm war mir darum die Ankunft meiner lieben Schwester. An ihrem einfachen, guten Herzen lebte ich wieder auf. Sie erkannte meine Leiden, und behandelte mich so schonend, sie fühlte sich ungemein zu Ernestinen hingezogen, und doch musste sie sie für die Urheberin meiner Veränderung halten. Wir — Du und ich — reisten, sobald es thunlich war, und drüben in dem italischen Klima erholte ich mich wieder. Aber wie anders war ich geworden.

Schon als wir miteinander unser Heimathland durchzo-

gen, Alles verachtend, Alles verspottend, überall reges Geistesleben verbreitend, überall gern gesehen, angestaunt, — schon damals schien mir unser Weg nicht der richtige zu sein. Den Schmerz in der eigenen Brust wollten wir weg-scherzen. Dafür hatten wir zu viel und zu tiefes Gefühl, und so näherten wir uns dem Abgrunde und der Frivolität. Aeltere Männer gestanden mir später, sie hätten nie junge Leute gesehen, die so wahr das Leben beurtheilten und so sehr es geringschätzten. Unsere Mittheilungsgabe hatte aber nichts Aufmunterndes für unsere Umgebung. Alle fühlten sich gebeugt durch unsere geistige Ueberlegenheit, Keiner konnte uns folgen, wenn wir uns oft mit sprühenden Geistesfunken überschütteten, wie muthwillige Kinder im Bade. Wie fern standen uns damals die Frauen! Eine unheimliche Rachegluth begann mein Herz zu erfüllen und nur einem Zufall danke ich die Minderung meines Menschenhasses. Der Zusammenhang ist folgender:

Du kennst ja auch die kleine Louise, des reichen Bierbrauers Töchterchen. Halb Jungfrau, halb noch Kind, war das Mädchen durch die Schmeicheleien eines jungen Mannes in ein gewisses Verhältniss gelockt worden, ohne dass sie die Gefahr ahnte, in der ihre Unschuld schwebte. Ein Vikar, der in selbem Hause wohnte und sich für das liebe Kind sehr interessirte, durchschaute das ganze Truggewebe, womit es verschlungen war. Er zog mich als Freund in das Geheimniss, theilte mir einen intriguanten Plan mit, auf welchen ich mich in der damaligen Gleichgültigkeit gegen alle Gefühle sogleich einliess. Es galt nämlich, das Mädchen in mich verliebt zu machen, und ich gestehe zu meiner Beschämung, meine sonst geringe Eitelkeit fühlte sich dadurch so geschmeichelt, dass ich sogleich die Ausführung begann. Da ich in meiner Vaterstadt als ein vollendeter Virtuose gelte, so habe ich in dieser Eigenschaft Zutritt bei allen Notabilitäten, und so nahm ich mir denn auch hier die Freiheit, mich geradezu selbst einzuführen. Ein neuangeschafftes Klavier gab mir Gelegenheit. Der Herr Papa war entzückt von meinem Spiel, und noch entzückter, als ich den Wunsch äusserte, ihn öfter heimzusuchen des herrlichen Instrumentes wegen, und kam fast in Verückung, als ich von dem Glücke sprach, vielleicht mit dem Fräulein Louise vierhändig spielen zu dürfen. Gleich ward das Mädchen herbeigerufen, mir vorgestellt, und — meine falsche Rolle wurde mir nur noch lieber. Louischen ist ein schönes Mädchen, klein, aber vom zierlichsten Ebenmaass, blond, unschuldige blaue Augen, von langen Wimpern beschattet, geben dem Antlitz einen sehnsüchtigen Ausdruck.

Doch was soll ich sie weiter beschreiben; Du sahst sie ja und bewundertest ja selbst ihre kleine weiche Hand und die Nettigkeit des Fusses etc. Nach und nach wurde ich bekannt im Hause. Ich sah, dass Louise Talent für die Musik hatte, und wirkte hier besonders auf eine klassische Bildung. Sie fasste ungemein leicht und ihre ganze reine Seele ging bald in Musik auf. Mein Manoeuvre ging auf's Erfreulichste vorwärts. Man liess uns stets allein. Ich wurde so vertraut mit ihr, dass ich ihr helfen durfte, die dichten blonden Haare flechten. Und in solchen Augenblicken geschah's, dass mein scheidendes Herz aus seinem Starrkrampf sich löste. Ich sah, dass das Mädchen rein wie ein Engel, einer Liebe werth war, einer Liebe, wie wir sie verworfen hatten. Aber je mehr und inniger sie sich an mich schloss, desto mehr erhob sich in mir die Sehnsucht wieder nach ihr, der Verlassenen, der verloren Geglaubten, nach — Ernestinen. O ich sage Dir, es waren bittersüsse Stunden, die ich mit dem kleinen Engel zubrachte — so nannte ich sie immer. Unser Plan ward allerdings erreicht, sie hatte mich lieb, sie vergass den früheren wollüstigen Anbeter, und darin liegt wenigstens eine kleine Entschuldigung für die arge Täuschung. Auch wusste ich, dass, wenn das Herz in Liebe weich geworden, diesem der Geliebte leicht das Herz bildet, und suchte so durch zarte Behandlung ihres Geistes mein Unrecht gut zu machen. Ob sie jetzt den wahren Sachverhalt kennt, weiss ich nicht. Aber ich habe Ursache, ihr dankbar zu sein. Einst kam ich früher als gewöhnlich dorthin, und mich allein glaubend phantasirte ich nach meiner Gewohnheit, und tiefer und kühner rief ich Gedanken hervor; all' mein Sehnen und mein Schmerz löste sich in Melodie, ich tauchte unter in dem Klangmeere und seine entfesselten Geister brachten mir manche Perle aus der Tiefe. Ich vergass alles. Da fühlte ich plötzlich einen Arm um meinen Nacken, Louischen war's, die ungehört eingetreten war. Als ich sie überrascht anblickte, schien ihr erst klar zu werden, was sie gethan, sie ward blass und schien sinken zu wollen. Es war ein Anblick, der Manchen hätte glücklich machen können, mir zerriss er das Herz. Aber doch küsste ich sie in einer Anwandlung von Mitleid und brüderlicher Zuneigung auf die nie berührten Lippen. Ich hatte an Dich gedacht, liebe Ernestine! Von jenem Momente an erwachte meine alte Liebe mit einer Heftigkeit, die ich kaum niederzuhalten vermochte. Meine Unruhe vermehrte sich täglich, stündlich, und ich nahm deshalb meine Abreise so schleunig als möglich. Je mehr ich mich meiner zweiten Heimath näherte, desto stärker, desto flammender ward

meine Sehnsucht nach der Langentbehrten, und als ich wieder hier war, da klopfte mein Puls in der furchtbarsten Aufregung. Ich fürchtete fast den Augenblick, sie wieder zu sehen. Ich sah sie, als sie aus der Kirche ging. Sie erschrock, als sie mich wahrnahm, und mich verliess fast die Besinnung. Ich hatte nicht die Kraft, ihr zu folgen, obwohl die beste Gelegenheit dazu da war, und begegnete ihr erst auf einem Umwege. Und ganz wunderbar beruhigt fühlte ich mich durch dieses Zusammentreffen, sie erschien mir ganz anders, viel herzlicher. Wir sahen uns nun öfter und nach und nach schien sie sich mir zu nähern. Wenn meine Stimme des Nachts erscholl und mein Lied ihr den Schlummer verscheuchte, da kam sie zu mir an's Fensterlein, und lohnte durch ihre Gegenwart den Sänger, der doch ihre Ruhe störte, oder flammender Lichtesschein gab mir holden Minnesold. Wie oft umschwärmten da goldene Bilder mich, wenn ich Küsse hinaufwarf nach diesem Schatzkammerlein, das einen solchen Edelstein barg. Aber die Dosis kalten Verstandes, die Du mir beigebracht, liess mich auch hier wieder zweifeln. Was trieb sie zu mir? Es gab nur zwei Gründe. Geheime Neigung und Wohlwollen, oder — zu ihrer Ehre nahm ich das Erste an, und so lange ich sie sah, glaubte ich, die geheime Gewalt, die ich über das Mädchen hatte, übte auch über mich ihren Zauber. Trotzdem blieben wir uns fern. Ich wagte nicht mit einem kühnen Angriff mir ihr Herz zu öffnen. Wohl liess ich einige sinnige Lieder zu ihr sprechen, allein konnten sie ihr mehr sagen, als was sie längst wusste? Sie hatte längst Gewissheit, während eine tödtliche Unruhe mich presste, die ich doch im Aeussern nicht zeigen wollte.

Ich musste an Deiner Seite mich zu einem schlechten Beobachter gebildet haben, hätte ich nicht gelernt, mit wenigen Blicken einen Menschen zu durchschauen und durch Schlüsse und Kombiniren seine Handlungen, sein ganzes Wesen, seinen Charakter zu erforschen. Aber Ernestine schien meiner Kunst zu spotten. Wie viele Anzeichen hatte ich wahrgenommen, die mir verdeutlichen konnten, dass ich ihr keinesweges gleichgiltig sei, und doch wagte ich's nicht, sie für Gewissheit zu nehmen. Je quälender aber mein Zweifel, desto grösser die Aufforderung zur Ueberzeugung. So baute ich meine ganze Hoffnung auf den Künstlerball*). Ich wollte mich zusammenraffen und mit einem Male diesem Fieberzustande ein Ende machen. Hätte ich mich betrogen,

*) 13. Februar 1858.

so würde ich wohl ein unendlich schmerzliches Gefühl mit in's Leben genommen haben; aber ein vorhandenes Unglück ist doch geringer anzuschlagen, als ein gefürchtetes kommandes, denn gegen jenes kann man doch Mittel anwenden, während hier die stete Angst uns erdrückt. Von innerem Froste geschüttelt trat ich in den bekannten Saal, der mit immenser Kunst in ein prächtiges Zelt gewandelt war, nach einer Seite geöffnet, um dem entzückten Beschauer eine reizende Fernsicht auf den Golf von Neapel zu zeigen. Aber noch freute mich diese Schönheit nicht. Ich glaubte mich in einer Gesellschaft von Metzgern und Schlächtern und Jakobinern zu befinden, die alle nach mir, dem zitternden Lämmchen, zielten. (Zu diesem Vergleiche gaben mir die neapolitanischen Fischermützen Anlass, die jeder nicht Maskirte als Maskenzeichen zu tragen hatte. Schaute man von der Gallerie herab, so hätte man glauben mögen, es hätte Kochenille geregnet oder Blut, kurz, es sei das rothe Meer da drunten oder mit andern Worten Schlächter etc. Unglückliche Vorbedeutung! Dazu die unglückliche Zahl 13, der 13. Februar. O mir ward schauerlich! —). Bald aber hob sich mein Stolz. Ich fand sie heraus, und staunend starrte ich sie an.

Eine vollendete Italienerin stand vor mir, mit dem südlich malerischen Teint, dem üppigen dunklen Haar, den leuchtenden Augen, und dazu die Einfachheit in der geschmackvoll gewählten Kleidung, ach, sie war so schön, dass mich zaghafte Angst fasste bei dem Gedanken, dass ich nach ihr streben, sie gewinnen wollte. „O Du bist thöricht“, sagte ich zu mir, „sieh! wie sie Freude hat an dem Glanze, sie wird Dich vergessen bei den Schmeicheleien der gewandten italienischen Galants, Dich, den kühnen, deutschen Bären!“ Und grimmig brummte ich schon wie ein solcher, und das kalte Lächeln des Hohnes über mich selbst fühlte ich um meinen Mund spielen. Da — o Freund! da traf mich ihr Blick wie Strahlen der Maisonne und ihr Lächeln winkte mich an ihre Seite. Gleich lenkte ich von dem Eispol meiner Gefühle ab, die bereits bis zum Gefrierpunkte gefallen waren, und steuerte dahin, wo mir die Morgenröthe der aufgehenden Hoffnung eine tropische Wärme versprach. Am 13. Februar war diese Weihnacht für mein erlösungsbedürftiges Herz. O hätte ich doch zugleich dürfen die Hochzeit zu Kanaan halten! Aber musste das Christkindlein 33 Jahre warten, bis er dort durfte Wasser in Wein wandeln, wann wird sich das warme Wasser meiner Sehnsuchtsthränen in den kühlen Feuerwein der Vereinigung wandeln? Uebrigens wäre es mir lieb, wenn ein wohlwollender Dämon mich in diesem

Momente in einen Notarius, wohlbestallt zu C., verwandelte, dann wollte ich bald Lacrimae Christi von ihren schwellenden Traubenlippen trinken? Du siehst, wie die Erinnerung die Sprudelquelle meines Geistes so heiter aufwallen lässt! —

Am Arme ihrer lieblichen Begleiterin erwartete mich meine Königin. Und wer war dieser Stern neben meiner Sonne? Diese Perle neben meinem Diamant? Dieses Veilchen neben meiner Rose? Niemand anders, als die blaue Blonde, als die blonde Blaue, an der Du so viel Vergnügen fandest, mit Namen Klotilde, eine ausgezeichnete Tänzerin und ein lebenswürdiges, gutes Mädchen.

O Freund, wenn es eine Physiognomik der Empfindung gibt, wenn die geheimsten Rührungen der Seele auf der Aussenseite des Körpers geoffenbart werden, in den Augen, auf dem Antlitz sich spiegeln, im Benehmen sich ausdrücken, so durfte ich mit Recht damals ein Glücklicher genannt werden. Es war nicht das Schmachten einer sentimentalen Jungfrau in ihren Augen, nicht die eckelhafte Taschenspielerkunst der Kokette, nein — sondern die einfache verständliche Sprache eines frohen, frischen und reichen Herzens, dass es mir gut sei, dass es mein sein wolle. Ich beobachtete sie scharf, aber kein Anderer konnte sich eines Blickes rühmen, wie sie mir zu Theil wurden. Die Rechte, die sie mir dadurch auf ihren Besitz gab und die ich nie mehr aufzugeben gesonnen bin, ermunterten mich zart, die rechte Saite anzuschlagen, damit sie das süsse Geheimniss voll austöne. Du weisst, Freund, wie oft ich es verstand, durch anscheinend unverfängliche Fragen auch das Wohlverwahrteste aus der Verborgenheit der Seele an's Licht zu ziehen, und ich bediente mich dieser attischen Gewandtheit auch hier. Ich zeigte ihr, wie ihre eigenen Worte mehr sagten, als sie sollten, und drang nun stärker in sie. Sie konnte mir nicht widersprechen, und kämpfte sichtlich mit der Schüchternheit, welche ja stets die Mädchen nur halb sagen lässt, was sie denken. Allein ihre halben Worte, die wogende Brust, ihr bittender, Schonung flehender Blick, waren ein treuer Spiegel ihrer Seele und verbannten aus der meinen jeden Zweifel.

Es war ihr bang, sehr bang! Ich durchschaute sie wohl. Sie fürchtete, ich möchte ihr jetzt ein Geständniss abnöthigen, um sie in ein Verhältniss zu locken, wie man es ihr gewiss schon oft als verwerflich geschildert hatte. Die Mutter war durch des Vaters Krankheit abgehalten, um sie zu sein, und so mehrte sich ihre Angst. Sie fürchtete für sich, für ihre Ehre, für ihre Eltern, für die Zukunft, und dieser Zustand ihres Inneren erklärte sich vollkommen in

den seufzend ausgesprochenen Worten: „Es ist ein Unglück!“

Ich hätte nun allerdings fragen können: „was ist ein Unglück?“ allein ich schwieg, weil ich erkannte, sie hielt uns für die Sterne in der Sage, die am Himmel stehen und so rein für einander brennen und doch nie zusammenkommen. Denn dass wir uns lieben, ist sicher kein Unglück; es wäre aber dann eines, wenn die Welt Ernestinens schuldloses Gemüth, das sich nur zu ängstlich nach jener Furie richtet, mit Argwohn vergiftete und durch tausend vorgehaltene Bedenklichkeiten von mir entfernte. Trotz der Verlegenheit, in die ich sie so gesetzt, blieb sie mir doch gut, doch sprachen ihre Augen wieder lauter als ihr leises Geständniss, und ich bin sicher, wäre ein Augenblick ohne Zeugen unser gewesen, ihr Herz hätte sich vertrauensvoll ganz mir entdeckt. Diese unaussprechlich wonnige Lust nahm ich mit fort aus diesen Räumen, wo so oft die Zauberklänge der Musik mich entzückten, und wo ich nun auch die seligsten Stunden reinsten Glückes verbracht hatte. Und als ich's noch ein Mal überdachte das Geschehene, mir immer aufs Neue wieder die Anmuth und Hingebung meiner Lieben zurückrief, da überkam's mich wehmüthig, so heilig und

An meiner Bettstatt sank ich weinend nieder

Und betete für Dich,

Zum ersten Mal seit meiner Kindheit wieder

So recht herzinniglich.

Die geistigen Anstrengungen und Aufregungen der letzten Zeit hatten mich sehr angegriffen. Ich bekam einige Mal des Abends konvulsivische Zuckungen am Herzen, die mit heftigem Schwindel begleitet waren. Der letztere überfiel mich einmal in der Nähe ihres Hauses mit solcher Gewalt, dass ich geraume Zeit besinnungslos im Schnee lag, bis ein wohlthuendes starkes Nasenbluten mich weckte. Ich besprach mich mit Dr. M. über diese Vorkommnisse, und er sagte mir, dass derlei Zufälle bei heftigen und tieffühlenden Naturen öfters sich einfänden, besonders in Folge von Affekten, Furcht, Unzufriedenheit mit seiner Lage ohne Erfolg etc. Ich kannte nun meine Lage, und um meinem siegenden Glauben volle Gewissheit zu geben, fasste ich die ganze Geschichte und Entwicklung meiner Liebe in einfache Worte zusammen und erbat mir von ihr eine Antwort. Sie kam und mit ihr Friede in meine Brust. Ein mit zierlicher Handschrift geschriebenes Billet gab mir die gewünschte Klarheit. Sein Inhalt ist, wenn ich anders den Sinn richtig interpretirte, kurz folgender: „Sie ist mir vom Herzen gut und will die

Meine, das heisst mein Weib werden, wenn meine Liebe so wahr und treu ist, dass ich nur diese Absicht hege. Allein ein Verhältniss mit einem jungen Manne anzuknüpfen, ohne die Eltern davon wissen zu lassen, müsse ich gewiss selbst für die Handlung eines leichtsinnigen Mädchens halten.“ Das liebe Kind! Gerade so hatte ich's erwartet. Es ist dies allerdings eine Antwort, die jedem vernünftigen Mädchen Ehre machen muss und auch Zeugniss gibt, wie sehr sie ihre Eltern liebt. Sie ist mir dadurch viel werther geworden.

Aber was ist denn ein Verhältniss? Das, was die gewöhnlichen Leute darunter verstehen, ist mir auch verhasst, ein Verhältniss in dem Sinne des Pöbels ist keine Liebe. Aber besteht denn nicht bereits zwischen mir und Ernestine ein Verhältniss, das total verschieden ist von jenem? Wenn wir uns beide lieben, ist nicht hier ein gegenseitiges Verhältniss unserer Seelen zu einander mit Nothwendigkeit vorhanden? Besteht nicht gerade in diesem zarten Verhältnisse, das hinwieder unsere Herzen aneinander knüpft, eben die eigentliche Liebe? Wenn nun zwei gute, frohe, frische, reine Herzen einander gut sein wollen, muss nicht auch ihr Verhältniss ein gutes, frisches, frohes, treues, reines Verhältniss sein? Wo ist das Schreckbare, das Verwerfliche eines solchen Verhältnisses? Wenn sich nun dieses so verhält, wenn ein solches reines Verhältniss nichts Verwerfliches hat, wie ist es denn mit den Aeusserungen, unter denen diese unsichtbare Gegenseitigkeit in der Wirklichkeit erscheint? Werden die Wirkungen einer reinen Ursache nicht rein sein müssen? Werden die Realisirungen einer schönen Idee nicht schön sein müssen, wenn die Schönheit und Reinheit derselben nicht getrübt wird? Wir wollen einige Aeusserungen eines reinen Verhältnisses betrachten. Wenn unsere Augen sich seelenvoll besprechen, und immer wieder zu sich zurückkehren, wenn unsere Hände zitternd sich berühren, in einander ruhen, wenn ich des Abends unter ihrem Fenster stehe, und sie sich liebend oben zeigt, und nur die Gedanken sich eine Brücke bauen, auf der unsere Liebe sich begegnet, — lässt sich dieses anders erklären, als aus dem Bestehen eines Verhältnisses? sind es nicht reine Aeusserungen eines reinen Verhältnisses?

Worin liegt das Tadelnswerthe? Wenn nun diese innere Annäherung, diese Verwandtschaft der Seelen die Schroffheit der bisherigen gesellschaftlichen Stellung durchbricht, und in dem innigen Tone der Sprache, in dem Ausklingen des Herzens, in dem geschwisterlichen „Du“ sich kundgibt, hat dann das Verhältniss aufgehört, ein reines zu sein? Ich will nicht weiter gehen, ich will nicht von Küssen sprechen;

denn sie sind nicht nur der Ausdruck vollsten Vertrauens der einen Persönlichkeit auf die reine Liebe der anderen, sondern auch der Ausdruck unreiner Liebe. Ich bin lange genug mit der Liebe umgegangen, ich habe lange genug Zeit gehabt, über die Symptome einer reinen Liebe nachzudenken, und die meine von den Schlacken der Sinnlichkeit zu reinigen, um, auch ohne dieses so gepriesene Glück, lieben zu können und glücklich zu sein. Meine Liebe ist nicht ein aufflackerndes Strohfeuer, sondern ein ewiges Licht, aber nicht ein solches, das von dem trüben Oele der Lüsternheit genährt, in der armseligen Baracke einer zerfallenen Herzkapelle brennt, sondern ein solches, das von dem geläuterten Oele der Poesie genährt, in dem Tempel meiner Treue still und heiter glüht; meine Liebe ist nicht ein Wasserfall, der die Geliebte in den Abgrund reissen wird, sondern ein nie versiegendes Bächlein, das durch das Rosengärtlein unseres Lebens sich schlängeln soll; meine Liebe ist nicht ein Spinnengewebe, um den Kolibri ihrer Unschuld zu fangen, sondern ein aus Licht gewebter Sonnenfaden, der uns unzerreisslich zusammenfesselt; meine Liebe ist nicht ein prächtiges Etui, in dem die bittern Pillen der Leidenschaft verborgen liegen, sondern ein goldenes Gefäß, in dem der Wunderbalsam der Lauterkeit eingeschlossen ist. Und doch habe ich ihr Vertrauen noch nicht erringen können. „Wie“, wirst Du fragen, „sie liebt Dich und vertraut Dir nicht?“ Allerdings, Freund, ist es so, und konsequent muss ich zugeben, dass ich an eine Liebe glaube, ohne das volle Vertrauen. Vertrauen kann nur entstehen zwischen Personen, die sich vollkommen kennen. Wie ist dieses nun bei uns möglich, wie sollen wir uns, wie soll besonders Ernestine mich kennen lernen? Wir treffen uns nie ohne Zeugen, und da ist es natürlich, dass wir einen gewissen Abstand von einander nehmen. Fünf kurze Minuten sind unser, die übrige Zeit sehen wir uns kaum, und könnten diese wenigen Augenblicke durch Vertrauen hinreichend werden, mich einen ganzen Tag glücklichst zu machen; denn glücklich bin ich ohnedies schon. Aber die Welt, Freund, die Welt ist es, welche den Zwingerarm zwischen unsere Herzen hält, und stetes Misstrauen in Ernestinen wach erhält, die Welt, die noch niemals Jemand glücklich gemacht hat.

Ich hatte einst einen merkwürdigen Traum. Ich befand mich auf hohem Meere; wilder Sturm umtoste meinen Kahn. Aber durch Wogenthäler und über Wasserberge lenkte ich mit aller Kraft das schwache Fahrzeug nach der Gegend, wo ich Land vermuthete. Die brausende Gährung legt sich, milde Luft weht mich an und in der Ferne erblicke ich einen

strahlenden Felsen von hellstem Krystall. Magnetisch fühlte ich mich davon angezogen, rasch treibt das Ruder den Nachen darauf zu, und in der Nähe erkenne ich mit Erstaunen zwei weibliche Wesen: Ernestine und ein hässliches altes Weib. Weit weg sah ich das feste Land sich am Horizonte hin dehnen, grüne lachende Ebenen, voller Städte und Dörfer, — ein Paradies von blauen Bergen begrenzt. Nirgends konnte ich das Plateau des Felsens besteigen, obwohl er nicht hoch war, und rief ihr daher zu: „Schwinge Dich herab, schöne Jungfrau, vertrauensvoll; in meinen Armen fange ich Dich auf, und führe Dich in jenes reizende Eden.“ Aber die böse Frau hielt sie ab, und flösste ihr Argwohn ein. So sahen wir uns, und liebten uns, und konnten nicht zusammen. Wohl winkte mir ein schönes Leben in der Ferne; ich verachtete es, ohne sie. Und stärker schlug die Brandung den Kahn an den Felsen, bis er zerschellte und ich sank. Doch ehe ich noch verschwand, hörte ich das Schelten des Weibes, welches das liebende Kind schlug, weil es nicht mir folgte, als es noch Zeit war.

Sieh! so ist hier. Die hässliche Frau ist die böse Welt. Sie möchte uns trennen, sie möchte mein Lebensschifflein anders wohin jagen, und wenn es ihr gelungen, dann wird sie nicht Mitleid fühlen, sondern in ruchlosem Spotte schelten wie die Frau im Traume. Ernestine zwingt sich, durch Rücksichten auf die Welt mir gegenüber ihre heitere, offene Natur zu verleugnen, sie zeigt mir ihr Herz nur durch den Schleier der Aengstlichkeit, sie fürchtet das Zusammentreffen mit mir, sie fürchtet meine Annäherung, weil die Welt sie tadeln könnte, und die wenigen Zeiträume, die uns geboten sind, uns kennen zu lernen, gehen unwiederbringlich durch gleichgiltige Gespräche verloren. Und doch lieben wir uns. Wäre eine so uneigennützigte Liebe möglich, wenn sie nicht eine reine, eine wahrhafte wäre? Hätte auch der strengste Verhältnisshasser an dem unsern etwas aussetzen? Ist das nicht das edelste Verhältniss zweier Seelen, die, ohne sich näher zu kennen, ohne sich körperlich irgendwie liebend berührt zu haben, dennoch einander lieben? O, Freund, ich fühle zwar oft einen Drang, mich an ihren Busen zu stürzen, aber ihre schöne Weiblichkeit hält mich ab. Du siehst also, unsere Liebe besteht, sie ist schön, aber ihren Aeusserungen fehlt das Vertrauen. Aber ich habe andere Genüsse. Seitdem der Nebel gefallen ist, seitdem ich die Höhe erstiegen, hat das reinere Sonnenlicht der Liebe meine Begriffe geläutert. O Freund! bekenne mit mir: „Es gibt eine reine Liebe,“ sei fröhlich wie ich! Was wir so lange verworfen, es lebt, es ist da! O wie bereue ich, dass

ich diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele wegscholten wollte. Ich glaube an die Wirklichkeit einer wahren Liebe, und kein Zweifel wird ihn zerstören diesen Glauben, wenn nicht die Geliebte selbst ihn auslöscht. Ich habe Augenblicke, wo ich jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geachteten höheren Geist an die Brust drücken, gleichsam die Natur umarmen möchte, statt der Geliebten. Ich arbeite mit Freuden auch an meiner verhasstesten Beschäftigung, weil sie mich dem Ziele näher führt, wo Ernestine als schönster Preis mein wartet. Ich bin ruhig, ich bin glücklich; denn ich kenne meinen Weg und seinen Ausgangspunkt, und dieser ist erreichbar. Mein Verstand billigt, was mein Herz beschlossen hat, und darum gehe ich muthig vorwärts. Ich habe Talent, mächtige Gönner, Vermögen, meine Eltern werden ihren Abgott nicht hindern und Ernestinens Eltern den Wünschen ihres liebsten Kindes nicht entgegen sein, und so werde ich alle Hindernisse überwinden. Kopf und Herz sind eins, und Ernst *) und Ernestine sind mir die Theuersten auf Erden!

Hier, Freund! hast Du das ganze Glaubensbekenntniss meiner Liebe und einen flüchtigen Umriss meiner Hoffnungen von der Zukunft; sie sind die schönsten, verzeih', Freund! wenn ich Dich mit diesem schwülstigen Geschwätze gelangweilt habe, aber das Bedürfniss, mich wieder einmal so ganz auszuschütten, muss mich entschuldigen. O dass ich mich auch ihr, der Lieben, so könnte mittheilen! Auch verlangtest Du ja auch je mehr desto lieber. Ich denke, Du kannst zufrieden sein.

Nun einige telegraphische Depeschen. Mein Befinden, wie Du siehst, vortrefflich; nie besser gewesen. Auch Eltern, Schwestern, Vettern, Wetter köstlich. Barometer beständig. Sternbräu das alte Bier über die Massen. Famoser Zug. Theater ausgezeichnet. JESSONDA, FIGARO, DON JUAN, TITUS, FREISCHÜTZ oft gesehen. Unser Repertoire hat sich um ein Bedeutendes vermehrt. Die heimliche Ehe von Lima Rosa ist eine wahre Fundgrube der köstlichsten Melodien, unerschöpflicher Humor, geistreiche Komik, lebendigste Begleitung, originelle Harmonie und Instrumentation, kurz ein Meisterwerk des Genies. Bereits 2 Mal gesehen. Der taube Alte, der chevalereske Graf, die hochfahrende Elisetta, und die lebenswürdige Karolina, alle sind gleich ausgezeichnet, charakterisirt und dramatisch behandelt, ebenso die moderationswürdige Schwester des

*) N., an den dieser Brief geschrieben, heisst mit dem Vornamen Ernst.

Alten, und der heimliche Ehegatte Karolinens, der sanfte Paolino, Zusammenspiel vortrefflich.

Das Missverständniss zwischen mir und O. ist gelöst, und seine Empfindlichkeit hat einer warmen Freundschaft Platz gemacht. P. ist mir immer noch der liebste meiner hiesigen Freunde; er ist am offensten und hat am meisten Mitgefühl. Aber Dich kann er nicht ersetzen.

Morgen den 1. März Konzert. Symphonie eroique, Passacaglia von Bach, Ouverture zum Sommernachtstraum. Muss herrlich werden. Italienische Arie von Mozart. Theater Rococostyl, aber prachtvoll, ein wahrer Musentempel. Furchtbar schlecht besucht. Dekorationen herrlich gemalt. Bäume leichter, freier, nicht so geklext, wie im andern *). Akustisch. Stadium des Studiums. Entsetzlich, studire, dass ich Gras fressen möchte, fürchte ein Ochs zu werden. Darum viel Klavier, 4 Stunden Etudes de Cramer und Exercices de Moscheles. Täglich besser. Famoses Instrument. Mein Anschlag sicher, leicht, elastisch, pianissimo, fortissimo, kräftig. Brauch' viel Geduld; hab' sie. Malen wenig. Hie und da etwas Aquarell. Oelmalerei am Nagel. Vater mag's nicht. Viel Zeit verschwenden. Zu Neujahr hab ich ein Fässchen Wein bekommen, neuen, Rheinwein, Labewein. Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher und trinkt ihn völlig leer! Geschehen. O! O! O! Furchtbare Leere im Fass. Die Köstlichkeit dahin. Deinen Eltern und Deiner Schwester Amalie habe ich geschrieben, das Bild gesendet. Keine Antwort; kann nicht begreifen. Nescio, cur? Bin böse; Glaub', hab' meine Adresse vergessen. Thäte ja nichts. An die Universität schreiben. Das kleine Malchen, 's Kind!

Ich singe täglich zwei halbe Stunden, lauter Plaisir.

In meinem Lichtschirm hab' ich ein feuriges Herz geschnitten, das schau ich immer an und an, aber 's fällt mir nix mehr ein. Darum lebe wohl. Ich habe Dir gebeichtet, absolvire mich, den Schwärmer, Du Verstandespriester. Ich möchte Dich küssen, Du Rothbart, Du herrlicher Bruder. Leb' wohl bei Deinen Slovaken und lasse bald Dein Glöcklein etwas herüberklingeln zu Deinem sehnstüchtig harrenden treuen Bruder

A. B.

PS. Poesie blühend. Einige Volkslieder gedichtet. Viel Stoff gesammelt. Die Maienkönigin dramatisirt. Novelette. Versuch, eigene Erfindung. Kann gut werden.

*) scilicet Theater.

II.

Briefe der Ernestine G. an den A. B. *).

1)

Sehr geehrter Herr B.!

Schon früher würde ich Ihnen geantwortet haben, wenn nicht besondere Gründe mich fern gehalten hätten; allein den ersten freien Augenblick will ich jetzt benützen, um Sie nicht länger in Ungewissheit zu lassen; denn ich würde mir ein Gewissen daraus machen, Sie noch länger zu beunruhigen. Da Sie selbst wünschen, dass ich frei und offen über die Sache mit Ihnen spreche, so kann ich Ihnen sagen, dass ich Ihnen wohl von Herzen gut bin und dass ich in jeder Beziehung die beste Meinung von Ihnen habe. Allein Sie müssten mich selbst für ein leichtsinniges Mädchen halten, wenn ich ein Verhältniss mit einem jungen Manne anknüpfen würde, ohne meine Eltern davon in Kenntniss zu setzen. Wenn Sie mich nun wahrhaft lieben, so brauche ich Ihnen den Weg nicht zu weisen, der zu dem Ziele führen kann, nach dem Sie so sehr verlangen. Unterdessen verbleibe ich mit aller möglichen Hochachtung

(Ohne Datum.)

E.

2)

Werther Freund!

Es thut mir leid, dass Du so lange gewartet hast; ich kann aber nichts dafür. Erst um 5 Uhr kam ich vom Hause fort; ich hatte Vieles zu besorgen, also wurde es mehr als 6 Uhr. Für morgen kann ich Dir nichts versprechen; denn ich werde mit der Mutter in die Dult gehen. Sollte ich diese Woche noch ausgehen, so werde ich es Dir sagen. Nicht wahr, sehr weit hast Du es gebracht? Das must Du selbst gestehen. Sei nicht böse und lebe wohl oder was Du wünscht!

E.

PS. Wieder lange warten müssen, das ist nicht zum Aushalten.

(Datumlos.)

3)

Werther Freund!

Eine Angst hast Du mir schon gemacht, das kann ich

*) Diese Briefe sind wahrscheinlich alle im Sommer 1858 geschrieben. Ueber die Zeit, wann sie geschrieben wurden, kann A. B. keine Auskunft geben.

sagen. Ich bitte Dich recht herzlich, thue es nicht; Du darfst es nicht. Denn sieh! er war doch nicht unartig, jedoch recht hat er auch nicht gethan. Und Du bist so hitzig, dass man sich fürchten könnte. Wenn Du mich liebst, so thue es nicht und ich werde nicht umsonst bitten. Mir wäre es fast lieber, wenn ich nichts gesagt hätte; aber so ist es geschehen. Ich vertraue auf Dich, dass ich nicht vergebens flehe. Das was Du geschrieben wegen — Ach! Du weisst, was ich meine, nicht wahr? Wenn es meine Eltern wüssten, wie froh wäre ich! so möchte ich vor Angst vergehen. Ach! es ist so hart und mir hilft Niemand. Aber ohne sie kann ich nicht; ich muss auf sie Acht haben. Lebe wohl! und lasse mich nicht umsonst flehen!

(Ohne Datum.)

E.

4)

Werther Freund!

Ach Gott! das thut mir leid, aber ich kann ja nichts dafür! Ich war heute eingeladen und war den ganzen Tag nicht hier. Du bist immer gleich so aufgereg. Lebe wohl, und schlaf recht gut!

(Ohne Datum.)

E.

5)

Werther Freund!

Dein Brief machte mich sehr unruhig. Dass Du Dich mit Deinen Eltern entzweien willst, geht mir sehr nahe. Doch das geht nicht, ich bitte Dich, thue es nicht und versöhne Dich mit ihnen so bald wie möglich. Was Deines Vaters Wille ist, musst Du doch thun. Glück hättest Du wenig, wenn das — — doch ich rechne es Deiner Aufregung zu. Mein Gewissen ist rein, und was böse Leute sagen, dafür kann ich ja nicht. Aber Du wirst doch einsehen, dass ich auf meine Eltern achtgeben muss, wo Du weisst, wie böse die Leute sind. O wenn sie das sehen würden, Gott! ich weiss nicht, was ich anfangen würde. Meine Eltern, wenn etwas erfahren würden — mein Vater würde mich verstossen! Nein! ich wäre die Unglücklichste auf der Welt. Er würde mir nicht glauben, und mich nicht mehr lieben. Das willst Du nicht, das weiss ich gewiss. Schnell muss ich schliessen!

(Ohne Datum.)

E.

6)

Werther Freund!

Ich bitte Dich herzlich! ach Gott! wie machst Du mich unglücklich! Ich habe es wirklich nicht so gemeint. Mein

Herz dachte nicht daran, Dir wehe zu thun. Ich hätte gar keinen Grund. Ich gehe morgen um 9 Uhr aus; wenn ich Dich dann sehe, sage ich Dir, wie es gemeint war. Verzeih mir! Ich kann nichts dafür! Schlaf wohl!

(Ohne Datum.)

E.

7)

Lieber Freund!

Ach! Du machst mir bange Sorge; Du warst heute so blass; gewiss wirst Du recht krank. Bleibe doch zu Hause und halte Dich; denn das Wetter ist so schlecht, und an den Abenden, wenn ich Dich so sehe, thut's mir wehe. Kannst Du denn nicht Dich unterhalten? Sei ruhig und vergesse, was ich Dir gesagt habe; denn wenn Du morgen wegen meiner traurig und krank würest, das thäte mir sehr leid! Ich würde Dir wohl noch mehr schreiben, aber die Zeit ist immer zu kurz und Du mußt schon den Willen für das Werk nehmen. Ich wünsche Dir eine recht gute Nacht, und mache, dass Du wieder gesund wirst. Lebe wohl!

(Ohne Datum.)

E.

III.

Briefe des A. B. an die Ernestine G. *)

4)

Nach einer längeren Reflexion über das konventionelle „Sie“ der Welt heisst es:

„Aber was hält Dich denn zurück, mir mit geschwisterlicher Vertraulichkeit entgegenzukommen? Besteht denn noch eine Schranke zwischen unseren längst verschwisterten Herzen? O Ernestine! Als Du mir damals nach langem Streben erlaubtest, Dich „Du“ zu nennen, damals war die Schranke erschüttert, sie wankte, aber sie stand noch. Und als wir mit einander gingen, kinderfroh und doch furchtbebend, und als wir so aneinander geschlossen gingen, als sollte Niemand uns trennen, und als unsere Hände sich zusammen fanden und ich meinen Arm glückszitternd um Deine Schultern

*) Solcher Qual- und Folterbriefe an die Geliebte finden sich zu Dutzenden in den Akten. Kein einziger Brief liegt vor, worin A. B. seine Geliebte nicht auf die Folter gespannt hätte. Diese Briefe sind in kleinster, kaum leserlicher Schrift geschrieben, 2, 3, 4 und 5 Quartbogen Briefpapiers lang. Oben folgen nur Auszüge.

legte, da konnten wir schon den Schlag unserer Herzen selbst durch die Schranke fühlen. Als ich aber an jenem unvergesslichen Abend den ersten Kuss auf Deine Lippen drückte, da fiel die Schranke gebrochen zusammen, und nie soll sie sich wieder erheben. Das fühltest Du selbst recht wohl, und als an jenem Sonntage Sturm und Wetter uns aneinanderzwang und Du mich batest, Dich zu küssen, da tönte zum ersten Male wie himmlische Musik das in Deinem Munde unbekannte Wörtchen an mein Innerstes, und je dunkler der Himmel sich in Wolken hüllte an diesem und am folgenden Abende, desto leuchtender brach Deine Liebe hervor, als Du mit unendlich schönem Ausdrücke sagtest: „Ich hab' Dich gerne!“ Und wie oft nanntest Du mich seitdem „Du,“ als Du halb gezwungen, halb freiwillig mich küsstest! Und als ich jüngst in unendlicher Angst an Deinem Fenster herumirrte, in fast verlorener Hoffnung, da umfasste ich Dich, die mir ohne Ahnung im Zwielfichte des Mondes entgegeneilte, in verzweifelnder Liebe; da sagte ich Dir, wie Du mir gethan, da fragte ich Dich, ob Du mich nicht mehr lieb habest, und da lagest Du an meiner Brust, in meinem Arme und nanntest mich „Du.“ O Ernestine! so schön habe ich Dich nie gesehen! so zeigtest Du nie Deine Liebe! Wie kurz war der Augenblick, und doch, wie war ich unendlich glücklich! Ich kann mich nicht oft genug in die Erinnerung daran versenken! Ach! es war ja das einzige Mal, wo ich Dich ohne die Umhüllung des Putzes so an meiner Seite sah!

O Ernestine? warum kannst Du jetzt nicht, was Du so oft gekonnt? Warum willst Du dem, dem Du doch Dein bestes Gut, Deine Liebe, anvertraut, nicht auch Dein vollstes Vertrauen schenken? Ich glaube nicht um etwas Unrechtes zu bitten. O lass' mich nicht umsonst stehen, und wenn Du mich beruhigen willst, sage mir, dass Du mich nie vergessen werdest, und wenn ich nicht mehr um Dich bin, dass Du nur mir angehören wollest; dass ich wieder ganz Deine Zuneigung finde, nenne mich Du.“

etc. etc. etc.

2) *)

..... und jagen spielend in den Lüften, und selbst die gefangenen Sänger stimmen he (ute fröhliche Lieder an, die der) warme, würzige Frühlingswind mir an's Ohr trägt. Und drüben auf dem Dache k (??) farbenschillernd im Sonnenglanze:

*) Abgerissenes Papierstück. Die Ergänzung steht in Klammern
() eingeschlossen.

O! wer frei die Liebe fragen dürfte!
 Alles freut sich seines Lebens,
 Mein Herz nur sucht Ruhe vergebens.

Heute wenigstens, liebes Kind! ist mir wieder sehr bange, und weil mir ein be (??) wie ein böser Alp die Brust drückt, so habe ich immer nur Eine, die ihn mir vertreibt, das bist (Du,) und deshalb rufe ich auch heute nach Deinem lieben Zauber. Es wird Dir zwar schon oft langweilig vorgekommen sein, imm (er und immer) von mir geplagt zu werden, allein Du wirst Dich erinnern können, dass meine Unruhe gewöhnlich ih (ren Grund) hatte, und so ist's auch heute. Damit Du ihn gleich kennst, will ich ihn auch gleich hier an die Spitze stellen. Es hat mich (eben die) Furcht befallen, Dich zu verlieren. Bisher hatte ich nie an die Möglichkeit (t gedacht, dass Du einem) Andern angehören könntest als mir. Ich sah ja, Du liebtest mich, Du warest ja tatsächlich (mein; mir war) wohl recht bang vor einer Zeit völliger Trennung, allein Deinen Verlust hätte ich nie gefü (rchtet; erst Deine) Erzählung von heute hat mich auf andere Gedanken gebracht. Wohl hatte ich schon früher (gesehen, wie) andere junge Männer Dir gewogen seien, und ich war stolz, derjenige zu sein, den Du liebest, (obgleich) ich am wenigsten Berechtigung hatte, das zu fordern; denn was in mir zu lieben ist, (??). Aber mir war deshalb auch nicht in den Sinn gekommen, dass ein derartiger Zustand je (???) an Dich herantreten konnte, dass es mich beunruhigte und Dich mir streitig ma (chen könnte. Ihn) hast Du freilich abgewiesen und wirst ihn hoffentlich noch gebührender abwei (sen, wenn er) wieder wagen sollte, Deine liebe Nähe zu stören. Oder hättest Du ihm gegenüber (???), als mir genommen? Allein werde ich noch so stolz sein können, geliebtes Mädchen, wenn (??) ein junger Mann mit Hut und Frack, mit feinen Manieren, angenehmer Gesichtsbildung (Dir Schönheiten, Schmeicheleien) und andere dergleichen Dinge sagt, die bei einem künftigen Gemahl so wünschenswerth sind? und in geziemender Art bei Deinen Eltern um Fräulein Ernestine anhielte?) und wenn nun Deine Eltern nichts einzuwenden hätten, das heisst also, einverstanden wären? und w (enn nun sein) Antrag an Dich käme, und Deine Antwort verlangt würde? Würde dann (Ernestine) noch mein geliebtes Mädchen bleiben, und würdest Du, Ernestine! Kraft genug ha (ben, einen) Andern gegen Deiner Eltern Wünsche auszuschlagen? Sieh! der Gedanke kommt mir heute zum ersten Male, und ich glau (be, dass der Grund für) meine unruhige Stunde darin liegt.
 etc. etc. etc.)

3)

O Ernestine! mir käme es nicht zu, Dich zu tadeln, wenn Deine Liebe nicht stichhaltig Probe hielte. Wenn Du nun aber doch glaubst, liebe Ernestine? so gib mir zur Beruhigung das liebe Wörtchen zurück, das Du schon so oft mir zugeflüstert, und dessen sich kein König der Erde zu rühmen vermag; nenne mich „Du,“ und alle kleine Beängstigungen, die seit einiger Zeit in mir aufgetaucht sind, werden in Freude aufgehen. Sieh, mein böses Kind! ich kann Dir nicht verhehlen, dass mir Dein Betragen in jüngster Zeit missfiel. Am Montag, besonders aber am Dienstag früh, lag eine Kälte in Deinem ganzen Wesen, die mich sichtbar angriff. Ich glaubte zwar anfangs, sie sei bloss angenommen, aber aus Deinen Worten wurde mir klar, dass sie Wirklichkeit sei. Der Ton Deiner Stimme, die Art, wie Du neben mir gingst, ohne mich weiter zu beachten, — Alles zeugte von einer Umwandlung. Und als ich die Meinung gegen Dich äusserte, es sei Dir gleichgiltig, ob ich Dich liebe oder nicht, da war es, als ob eine eiskalte Hand an meinem glühenden Herzen zerrte, um die Liebe aus ihm herauszureissen. O Ernestine! wenn es Dir gleichgiltig wäre, ob ich Dich liebe, so heisse Das, meine Liebe sei Dir gleichgiltig, d. h. es gelte Dir gleich, ob ich Dich oder eine Andere liebe, d. h. Du hättest einen Anderen eben so gut lieb, wie mich, oder Du liebest mich nicht mehr. Diese Gedanken tobten hin und her in meinem Gehirne, und ich hatte in diesem Momente den Entschluss gefasst, Dich von mir zu befreien. Erst als Du mir wieder Deine Hand botest, und die meine so warm zwischen Deinen Fingern drücktest, da ward es wieder helle in meinem Gemüthe, und ich glaubte wieder an Dich. Welche Schlange sich wieder zwischen mich und Dich gestellt hat, und welcher unglückliche Umstand von meiner Seite in Dir selbst vielleicht diese Abneigung hervorgerufen hat, ist mir noch ein undurchdringliches Geheimniss. Ich will auch nicht in Dich dringen, mir es zu entdecken, aber ich merke, dass Du noch immer etwas gegen mich hast, dass dieser fremde Tropf noch immer nicht aus Deinem Herzen ausgestossen ist. O! lass' Deine bessere Natur siegen, und wirf ihn hinaus! und wenn Du mich ganz liebest, wie sonst, so sage zu mir wieder „Du!“

etc. etc. etc.

4)

Liebe Ernestine!

Ich habe Dich weinen sehen, Dich, mein einziges Glück!

Ach! wie schnitt es mir in die Seele, den Mund, der nur lächeln sollte, in Schmerz verzogen, die Augen, die mir so viel Glück strahlten, von Thränen getrübt zu sehen! Warum weinst Du? liebes Mädchen! Drückt Dich ein Geheimniss? Suchest Du eine Brust, der Du Dich anvertrauen könntest? O warum fliehst Du nicht an mein treues Herz? warum willst Du Deinen Kummer nicht in meine treue Brust ausschütten? Kann Dich meine Liebe nicht trösten? Kannst Du in ihr Dich nicht aufrecht halten? Ach! mich schüttelt eine schmerzliche Ahnung! Gewiss hab' ich Dir leid gethan? Gewiss! es reut mich, dass Du zu mir kamst. Und doch! was haben wir Unrechtes gethan. Ach! ich war so glücklich! so unaussprechlich glücklich! Nur als Du fortgingst, und das Gesträuch Dich meinen Augen entzogen hatte, da war es mir, als ginge ein Stück meines Herzens fort, als trennte sich meine Seele von mir, und ich weinte laut auf. Du warst ja so lieb, so unendlich lieb, und liessest mich ganz Deine Liebe fühlen. Ich hielt Dich in meinen Armen, und lag in Deinen gefangen; ich ruhte an Deiner Brust, und Du küsstest mir alle Traurigkeit und allen Zweifel weg. Mein Glaube ist erstarkt, und sonnenklar ist Deine Liebe. Ich hatte nie an solche Liebe geglaubt, wie ich hier an Deinen Lippen getrunken, wie sie mich hier in Dir umfassen hatte. Und Du, die mich so glücklich gemacht, bist selbst nicht glücklich? Du, die Du mir die Traurigkeit mit Küssen hinweggelächelt, kannst weinen? O! warum zerquälst Du Dein Herz mit dieser Furcht, die doch nicht begründet ist? Warum bereust Du Einen Augenblick, der uns Beide glücklich sah? Sieh! schon der Gedanke daran macht mich beben; ich würde unendlich unglücklich, wenn es Dich reute; ich würde Dich für immer meiden müssen! Lasse mich einige ernste Worte mit Dir reden, und öffne Dein Herz liebevoll, damit Du mich recht verstehst. Vielleicht ja! ich hoffe es! werden sie Dich trösten, und Deine Angst, die Alles schwarz sieht, zerstreuen. Und wenn ich oft nicht den rechten Ausdruck finde, so bitte ich Dich, schreibe es meiner Stimmung zu, die ja zwischen dem gestrigen Glücke und Deinen heutigen Thränen schwankt. Wie sollte ich fröhlich sein, wenn Du, an deren liebem Gesicht ich mich nur erheitern kann, — wenn Du weinst!?

etc. etc.

5)

. Denke Dir einen Menschen, auf dessen ganzer früherer Lebenszeit ein düsterer Schmerzensschleier liegt (wenn auch nur innerlich auf der Seele), einen

Menschen, der wegen seiner unglücklichen Gestalt *) schon als Kind von seinen Schulkameraden verspottet und späterhin verhöhnt wurde, der jedes heimliche Zischeln und Gelächter als einen Angriff auf seine Persönlichkeit betrachtete, und deshalb jeden Umgang mit den Menschen mied, einen Menschen mit einer glühenden und feurigen Natur, der sich von der Welt zurückgesetzt und verachtet glaubte, und sie deshalb mit aller Leidenschaftlichkeit hasste, der, früh an Geist gereift, keinen Freund hatte als sein Klavier und die Natur, der keine Gesellschaft hatte, als sich selbst, und dem das Leben so nur seine Schattenseite zeigen konnte; einen Menschen, der nun begann in offenen Kampf sich mit der Welt zu setzen, der hart und bitter sich äusserte, und jede Annäherung von sich stiess; dem die bürgerliche Geziertheit lächerlich, die vornehme Welt ekelhaft war; einen Menschen, der an Gott und allen Heiligen verzweifelte; einen Menschen, der alles Gewöhnliche hasste, und mit einem so verdüsterten Blicke alle Verhältnisse des Lebens betrachtete; einen Menschen, der obendrein zwischen Pflicht und Neigung kämpfte, und nach langem, hartem Kampfe seine schönsten Hoffnungen fallen liess: denke Dir, sage ich, einen Menschen in einem solchen Seelenzustande, angefressen von einem inneren verzehrenden Feuer, lieblos Alles verachtend, Alles hassend, bestärkt durch gleich denkende Freunde, ja damals schon in einem solchen Zwiespalte mit sich und der Welt, dass er auf dem besten Wege war, sich von ihr zu trennen; kurz einen Menschen, dessen von Natur offenes und heiteres Gemüth durch sich selbst unsäglich unglücklich war, und sicher zu Grunde gegangen wäre, ohne irgend eine Blüthe; denke Dir einen solchen Menschen, und füge noch hinzu einen guten kräftigen Verstand, eine hochaufstrebende flammende Phantasie und eine unendliche ungestillte Sehnsucht nach Liebe, die er total verworfen und geläugnet hatte; denke Dir nun einen solchen Menschen, und jetzt urtheile, wie heftig er sich an ein Wesen anklammern muss, das so sehr all seinen Gedanken und Wünschen entsprach, das so plötzlich erschien in der Finsterniss wie eine Offenbarung der Gottheit, wie ein Stern in dunkler Nacht, wie eine Rettungsleuchte; wie heftig sich diese

*) Wie überall, so übertreibt A. B. auch hier; es ist wahr, A. B. ist von Natur klein, allein seine Physiognomie hat nichts Unschönes, das noch bartlose Kinn gibt ihr mehr den Typus des Mädchenhaften, als des Männlichen.

glühende lang verschlossene Natur an ein Wesen anklammern musste, das ihr zum ersten Male das Leben schön und wünschenswerth erscheinen liess, an ein Wesen, zu dem dieses Gemüth zum ersten Male Liebe fühlte, und das diese meine erste und heiligste Empfindung nicht zurückstiess! O Ernestine! wenn Du so gedacht hättest, so hättest Du gewiss gefunden, dass ein solches Gemüth mit all' seiner Kraft und Gluth an dem geliebten Gegenstande halten müsse, dass es voll in seiner Liebe aufgehen müsse, die diese Empfindungen hervorgerufen, dass es niemals ein anderes Wesen lieben könne.

6)
 Wo seid ihr, süsse Bilder froher Zukunft? Kommt! o kommt, ihr Erinnerungen, ihr schönen Augenblicke geträumter Seligkeit! kommt und lasst noch ein Mal meine Seele aufleuchten, ehe Alles, Alles in schales Nichts zerstäubt! O kommt und gebt mir Träume! Träume! sonst reisst das Band entzwei, das mich an die Gottheit fesselt! O lass' mich weinen, gütiger Himmel! lass' mich weinen, wenn nicht der schreckliche Drang die Riegel von dem Gefängnisse des Wahnsinnes wegsprengen soll! O Ernestine! Engel meiner Tage! Wo ist Dein liebliches Bild? Warum verschwimmst Du vor meinen Augen im Nebel? Du schöner Stern?! Du Gott, der mich erschuf, der meine Seele in den eklen Leib gebannt, blick' her auf Dein Geschöpf, das Dir sein Dasein niemals dankt, das Dir flucht, zerschmettere es mit der Wucht Deines Zornes, zermalme mich! Nur meine Liebe, die ich bisher im Herzen trug, sie lass' mir, Gott! bis der letzte Schlag aufgehört, bis mein Herz unter dem Rasen ruht. Niemand soll es erfahren, was es gelitten, die Erde wird den Schmerz kühlen, und die Winde werden meinen Namen so weit tragen, dass er an keines Menschen Ohr mehr schlägt. Die Liebe lass' mir! ich muss ja lieben, ich muss Dich Ernestine! lieben. O liebes Kind! was hast Du gethan? Ich komme mir vor, wie ein Verbrecher. Wenige Tage habe ich noch zu leben, und heisst Das leben? In einem Kerker, in einer Marterhöhle liege ich, von den grässlichsten Gedanken gefoltert. Viel Leid habe ich verschuldet, viel Leid trage ich auf matten Schultern, und vor dem weitsehenden Geiste erhebt sich ein Blutgerüst, und ich zittere nicht? Was ist mir ein Leben, das Du nicht mit mir lebst? *).

*) Wahrscheinlich stammt dieser Brief aus einer Zeit, wo A. B. den Selbstmordsgedanken schon konzipirt hatte.

7) *) Du liebst mich nicht mehr! Mein Entschluss ist gefasst. Du musst von mir befreit werden, und das ist nothwendig für Dein Glück und meine Ruhe. Da es sich um mein Leben handelt, so wollte ich nicht meiner Stimme allein folgen, sondern vorher die Gründe eines ruhigen, edlen Verstandes hören, und begab mich deshalb zu meinem Freunde P. Ich habe ihm Alles erzählt. Er malte mir die Zukunft, die Welt schön, suchte mir zu zeigen, welche Ansprüche ich an sie habe. Ich sagte ihm: „ich kann zeichnen, malen, singen, Klavier spielen, dichten und bin auch wohl sonst nicht dumm; aber alle diese Eigenschaften, die wohl in der Welt etwas gelten, konnten mir das Herz Derjenigen nicht gewinnen, die ich liebte.“ Einige Stunden redeten wir so; er hat seine Gründe erschöpft, er kann mir nichts mehr entgegenhalten **). Du musst nicht glauben, geliebtes Mädchen! dass mich Verzweiflung so weit brachte, nein! sondern die ruhige Ueberlegung, das klare Bewusstsein, dass es Dein Glück gelte. Mit ebensoviel Besonnenheit habe ich meinen Plan gefasst. Du weisst, dass ich öfter über ein Herzübel klagte, das bei grosser Aufregung mit Herzklopfen beginnt, und mit Ohnmacht endet. Ein Arzt sagte mir, eine starke Erkältung könne hinreichen, mich in eine kurze, aber unheilbare Krankheit zu stürzen. Bei Tage werde ich nun heiter sein, Walzer, Polka's komponiren, die mein Vater nach meinem Tode verkaufen kann. Bei Nacht kann ich dann meine Heilung beginnen und fortsetzen. Das Flusswasser soll sehr kalt sein. Dort könnte ich meine Füsse baden bis zum Erstarren. Es wird ja nicht so lange währen. So wird kein Verdacht auf mich fallen, und Jedermann wird sich trösten. Du willst, dass ich Dich vergessen soll? O Ernestine! diesen Wunsch hat Dir nicht die Liebe eingegeben. Vergessen kann ich Dich nur mit dem Tode, und er allein bleibt mir, das siehest Du gewiss ein. Ich bin der Stein, der auf Deinem Wege ein Hinderniss ist; er muss hinweggeräumt werden. Ich hoffe nichts mehr. Darum sage ich Dir ewiges Lebewohl, wir dürfen uns weder hier noch jenseits begegnen. Wenn Du mich

*) Sichtbar stammt dieser Brief aus einer Zeit, wo in der Seele des A. B. der Selbstmordsentschluss schon fester wurzelte.

**) Es beruht auf Unwahrheit, dass A. B. mit seinem Freunde P. über den vorhabenden Selbstmordsentschluss redete. P. weiss nichts davon. A. B., gefragt, warum er solche Unwahrheit seiner Ernestine geschrieben habe, kann keinen Grund angeben.

heute Nachts singend an Deinem Fenster vorübergehen hörst, so weisst Du, wo ich war, und magst beten, dass nur Gott die Qualen einer harten Krankheit mildern möge. Lebe wohl! weihe mir eine Thräne, und dann vergiss mich!

8)

Liebe Ernestine! *)

Du hast die Liebe dem Vergnügen aufgeopfert. Ich tadle Dich nicht deshalb! Es freut mich vielmehr, wenn Du Dich erheitern konntest. Aber sagen hättest Du mir's dennoch dürfen. Meiner wegen sollst Du auf Nichts verzichten. Aber fragtest Du mich nicht so liebevoll, wohin ich wünsche, dass Du gehen solltest? Jedoch ich will nicht weiter klagen, nein! Ich bewundere Dich, wie Du bei dem Gedanken, dass Du mich bald verlieren, vielleicht auf immer verlieren könntest, nicht an Dein Versprechen dachtest. Statt dass ängstliche Liebe Dich zu mir hätte drängen sollen, statt dass Du mir jeden Augenblick — — —. Wie mir ist, das kannst Du leicht errathen. Ich will nur so viel sagen, dass meine Stimmung nicht geeignet ist, um ein Examen zu machen. Und ich bin entschlossen, es nicht in dieser Stimmung zu machen. Herz, Verstand und Glück hast Du mir genommen, und nur das elende, ekelhafte, schale Leben hast Du mir gelassen. Ich werfe es von mir! Lebe wohl. Ich erwarte Dich am Sonntag im Garten, und gebe das Ehrenwort, dass es das letzte Mal sein soll. O Ernestine! Du hast mir versprochen, dass Du noch Ein Mal kommen wolltest; o thue es, wenn nicht aus Liebe, doch aus Mitleid. Gott weiss es und Du weisst es, wie sehr ich Dich liebe. Ich kann und kann nicht leben ohne Dich, ich kann meine Pflichten nicht erfüllen, ich verachte mich selbst; o helfe mir auf! komm! o komm! Theure! komm! ich bitte Dich auf den Knien! Lasse Dich durchaus nichts hindern. Unter der Woche kannst Du ja nicht, und am Donnerstag soll ich das Examen machen! O mir zerspringt das Gehirn! mir ist elend! Kannst Du nicht, so lebe wohl, ewig! ewig! hier wie droben! werde glücklich! ach! Du verdienst es. Aber mich wirst Du nie wiedersehen! Und wenn das Glöcklein für mich läutet, so denke nur ein einziges Mal an mich und vergiss dann Deinen Dich ewig Liebenden.

Nachschrift. Frage Niemand um Rath, und sage Niemanden etwas; ich will, dass Du Dich allein entscheidest.

*) Sichtlich jener Brief, wenige Tage vor der That geschrieben, der die Ernestine G. zu dem verhängnissvollen Rendezvous bestimmte.

IV.

Aus den Skripturen des A. B.

F. den 21. September 1858.

1)

Letzte Gedanken! Ist nicht ein fürchterliches Wort: letzte Gedanken! Sollte ich's nicht mit Schauern denken? Und hier sitz' ich, wohl wehmüthig, aber doch gleichgültig genug. Geöffnet ist das Fenster, und herein schallt das wirre Treiben des Tages. Wagen und Karossen fahren auf und ab, muthige, junge Pferde stampfen den Boden, abgelebte, matte Gäule schleppen sich über die Strasse hin, die einen mühselig von der Arbeit, die anderen müde vom Vergnügen; Spaziergänger wandeln auf den Trottoirs dahin, wie ich an manchem guten und manchem verschabten Hute sehe (denn nur so viel sehe ich von den Leuten), alte und junge Weiber und Mädchen laufen auf und ab, Kinder schreien spielend, jagen und tummeln sich, hüpfen über Gräben und patschen im Wasser, heulend oder singend — kurz, da draussen rennt das alltägliche Leben vorüber, das Leben, aus dem ich zu scheiden gehe. Und hier innen bin ich, allein mit meinem letzten Gedanken! O, Leben, schön bist Du für den Kräftigen, eine Last für den Kranken! Kaum dass ich einen Schmerz fühle, Dich zu verlassen; denn Sie — wird mir vorangehen. Trübe von Regenwolken ist der Himmel und Abend ist's an der Zeit, aber ein warmer Abend! Bild meines Inneren und meines Lebens.

Der Ecke einer Strasse näherte ich mich heute gedankenvoll. Ein junges, hübsches Mädchen bog herum und zog einen Karren. Gewiss ein Mädchen mit erquickender Milch, dacht' ich, und sieh da! ein hübsches Mädchen mit einem Fässchen — Pfuhl. Wie manchem Buche könnte man dieses Bild als Titel begeben!

O Ernestine! wie lieb Du bist! Wie schön spielten wir, wie Kinder! Deine ganze, so liebliche Heiterkeit ist wieder-gekehrt! Wie viele Küsse warfst Du mir zu, und wie anmuthsvoll bot sich mir Dein Finger zum Abschiede. Aber liebes Kind, biete dem Teufel keinen Finger, er nimmt gleich die ganze Hand.

Einen jungen Geistlichen sah ich vor einiger Zeit. Es dunkelte schon, und die verschwundene Sonne küsste noch dem Himmel das Antlitz flammend, dass er glühte, wie ein

schämiges Mägdlein. Schön war's überall! Und der Priester las in seinem Brevier, und er schaute nicht rechts und nicht links, nicht zum Himmel empor und nicht auf die Erde im Dämmer Schleier, er schaute in sein Buch, auf die todtten Buchstaben und las gemachte Gebete! O armseliges Herz, das nicht im Anschauen der Schönheit Worte der Anbetung finden kann! o elendes Gemüth, das sein Auge verschliessen muss, um Andacht zu erobern! Wie angenehm muss dem Ewigen nicht das einfache Wort einer gläubigen Seele klingen, wenn sie die hehren Naturwunder anstaunend ausruft:

„Wie gross bist Du, Gott!“
Ich bin nicht gläubig; aber ich fühlte tief den Zauber, und seufzend sprach ich:

„Wie schön bist Du, Natur!“
Ist das ein schlechteres Gebet, als das Gebet des Pfaffen ohne Anschauen?

2)

Brief des A. B. an Freund N.*).

Lieber Freund!

Eine schreckliche That ist geschehen, wenn du diese Zeilen empfängst; zwei junge Herzen haben aufgehört zu schlagen und beide durch mich. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel wird das Alle treffen, die Anhänglichkeit an mich hatten, und Niemand wird es glauben wollen. Welche Gedanken und Vermuthungen durch die verschiedenen Gehirne schwanken werden, sehe ich voraus. Damit aber doch wenigstens Ihr, die Ihr doch gewohnt seid zu denken, und nicht oberflächlich zu urtheilen, damit wenigstens Ihr klarer sehen möchtet, will ich hier Einiges anführen, was vielleicht geeignet ist, den Vorfall zu erklären; denn zu rechtfertigen ist das Geschehene nicht. Ich weiss das recht wohl; aber eben so gewiss ist, dass es so kommen musste; denn meine ganze innere Entwicklung musste dazu führen. Deshalb will ich kurz den psychologischen Gang meines Wesens darstellen; er wird Euch Stoff zum Nachdenken geben, vielleicht zur Belehrung Eurer und Euren Kindern dienen. Gründe, mich zu loben, habe ich nicht, ebensowenig, Etwas zu verschweigen.

Ich bin von Natur mit vielen Anlagen geboren, und

*) Sichtlich vor der That geschrieben, aber wann? ist ungewiss.
A. B. kann keinen Aufschluss darüber geben.

wenn ich sie überdenke, so scheint es mir, ich sei zu Gutem bestimmt gewesen. Besonders zeigte sich schon früh ein ziemlich heller Verstand, und eine sich mehr schwärmerisch gestaltende Phantasie. Daraus erklärt sich meine besondere Hinneigung zur Musik und Poesie. Ebenso die Wahl der Bücher, zu denen ich griff, indem mir diejenigen die liebsten waren, die meiner Phantasie einen Spielraum liessen. So liebte ich besonders Kriegsgeschichten, Schlachten, malte mir die Stellungen der Heere, die Helden, dann die Ritter und die Ritterfräulein, Burgen fern, Märchen überhaupt. Später waren es mehr ernste Gegenstände, mit denen ich mich gerne beschäftigte. Schiller lasen ich und Freund P. schon im zehnten Jahre. Um diese Zeit machte sich auch schon mein eigenes Gefühl geltend, und suchte sich äusserlich in der Form darzustellen. Im elften Jahre verfertigte ich ein Gedicht auf einen gestorbenen Kanarienvogel, ein Trinklied, ein Kriegslied gegen die Türken, die ich glühend hasste etc., einige Jahre später ein Ritterspiel, das mir aber von meinem Vater bedeutende Hiebe eintrug. Durch diese Versuche, auch wenn sie noch so gering waren, wurde dennoch der Geist früher geweckt, und einer früheren Reife fähig, da sie alle zum Denken reizten. Aber jetzt traf mich ein Verhängniss, das schon manches Kindes Unglück war, und das vielleicht den ersten Anstoss zu meinem elenden Untergange gab. Einer meiner Kameraden, Alex. Th., verleitete mich zu einem Laster, das leider ziemlich häufig war, und das, wie ich bald einsah, den Menschen unter das Thier stellt. Aber doch hätte es mir vielleicht nicht geschadet, wäre nicht von da eine Krankheit an mich gekommen, die wohl Folge jener ersten Uebelthat gewesen sein mag. Seit meinem fünfzehnten Jahre nämlich verlor ich allmählig die männliche Kraft, und ich nenne es eine Krankheit, weil ich das erst beim Erwachen bemerkte. Anfangs achtete ich nicht besonders darauf, weil auch Andere Aehnliches litten, später beunruhigte es mich wohl, aber falsche Scham hielt mich ab, es zu gestehen, und noch später sah ich selbst ein, dass es zu spät war.

Was ich nun empfand, ist schrecklich und unmöglich zu sagen. Ich sah mich einen Abgrund hinabgleiten und konnte mich nicht retten. Ich machte furchtbare Anstrengungen, ich fesselte meinen Willen, meine Phantasie, ich betete, ich heulte, ich fluchte — Alles half nichts. Schon damals war ich oft daran, mir das Leben zu rauben, das mir wirklich ekelhaft erscheinen musste. Ich lief umher, um meinen Körper zu ermatten, ich las halbe Nächte, studirte grosse Dichter und Geister, um meinen Geist an ihnen aufzurichten, und dennoch verwünschte ich die Nächte. Ich verzweifelte

an mir selbst. Denn mein Herz war gut geblieben, ich war und bin nie ein gemeiner Mensch geworden. Das Gefühl für Tugend und Sittlichkeit, für Natur und Geist war nicht nur nicht geringer geworden, sondern seinen natürlichen Gang aufwärts geschritten, wie auch meine Verstandeskräfte stiegen. Aber ich gerieth doch auf einen Abweg, nämlich auf den der Negation.

Nichts liebte ich, Alles hasste ich, Gott und Menschen; denn ich lebte nur mit mir allein, und da meine Phantasie nur an guten und grossen Menschen sich erhoben hatte, so wurde der Massstab, den ich nun an die Wirklichkeit legte, zu gross, und die Menschen und ihr Treiben schienen mir verachtenswerth. Ich wurde so einseitig im Denken.

Es erhob sich nun ein Trotz und ein Widerstreben in mir, was vielleicht bei Gelegenheit in offenen Kampf mit der Welt getreten wäre, wie bei Moor. Allein diesmal war ich allein, und ohne Verführer. So lebte ich, von Niemanden gekannt, verschlossen, unglücklich, und die Macht, die ich später über mein Aeusseres erlangte, keimte nun auf. Niemand durfte meine Schwäche kennen, Niemand durfte meine Zweifel, meine Schlüsse wissen, Niemand meinen Unglauben, und die Hinneigung zum philosophischen Grübeln erfahren. So war mein Aeusseres stets freundlich, während in meinem Inneren ein lebenverzehrendes Feuer brannte. Damals entstand unwillkürlich und natürlich eine unabweisbare Sehnsucht nach Liebe. Ich hatte die Musik und Poesie, und durch beide zog sich immer und immer wie ein Echo die Liebe. Dieses Gefühl war nicht ein von Romanen in mich gekommenes, sondern es lag in mir, und meine eigentliche, mir angeborene schwärmerische Natur ging nun auf, und entwickelte sich zu meinem jetzigen Charakter. Erhabene Grösse und Schönheit in der Natur wie in Menschengedanken liessen mich weinen, ich empfand unendlich schmerzlich, dass es mir versagt sei, zu ihnen mich aufzuschwingen. Aber ich schauderte mich doch, gemein zu werden, und herabzusinken in den niedrigen Schlamm. Kurz, ich lebte in einem schrecklich zwiespaltigen Zustande.

Für alles Schöne begeistert, für Kunst und Natur fühlend, mit einem guten liebevollen Herzen geboren, musste ich den Satan eines ekelhaften Triebes im dunkelsten Theile meiner Seele verbergen. Denn wie konnte es anders sein, wenn es nicht wirklich Krankheit war? Ich litt unsäglich, ein anderer Hiob, ohne Hoffnung, wie er gerettet zu werden.

Wie oft nässte ich das Kissen meines Bettes mit heissen Thränen der Verzweiflung, wenn das eben Geschehene mich wach rief! So kam ich hieher. Und Eure Gesellschaft liess

mich meinen Zustand einigermaßen vergessen. Sprechen davon mochte ich nicht; denn was mir selbst ekelhaft war, hätte es Anderen noch mehr sein müssen.

Mein Herz glühte wieder auf, mein Verstand bekam neue und kräftige Nahrung und gewann mehr und mehr sichere und nothwendige Herrschaft über meine Phantasie, und ein neues Streben nach Vervollkommnung drängte es mir hervor. Allein auch jene innere Sehnsucht nach Liebe machte sich wieder geltend, sie hing zu sehr mit meiner Natur zusammen. Aber ich glaubte nicht an Liebe, weil ich nicht an die Mädchen glaubte; die Forderungen, die ich stellte, waren zu hoch, und Keine schien sie zu erfüllen. Und zudem war ich zu sehr von meinem Unwerthe überzeugt. Wer hätte mich lieben sollen? Da sah ich Sie und liebte sie vom selben Augenblicke an. Fast scheint es eine Bestimmung; denn auch Ernestine liebte mich von meiner ersten Erscheinung an. Anfangs war meine Liebe wirklich platonisch, wie es gewöhnlich ist. Das war eine schöne Zeit. Erst als mir Hoffnung ward, Sie zu erringen, erkannte ich, dass Liebe geschlechtliche Sehnsucht sei, aber von Poesie getragen. Wo diese fehlt, wird die Liebe zur Sinnlichkeit, und ihr Reiz verliert sich im Genusse. Wohl kam mir oft der Gedanke, dass ich ein Elender sei, aber mein Herz war noch zu jung, meine Gefühle zu feurig, ich wollte, ich musste geliebt sein. Ich liebte Sie mit aller Gluth, deren ein Jüngling fähig ist, um so mehr, da ich nun ein Herz hatte, das meine ersten Empfindungen nicht zurückstiess, das mit mir fühlte. Aber meine innere Schwäche machte sich doch geltend; denn es gelang mir nicht mehr, diese Liebe zu bändigen, sie wuchs mir über den Kopf, sie verband sich mit allen meinen Gedanken, mit meinem Leben.

Da fühlt' ich, dass nichts Eig'nes mir geblieben;

Denn Blick und Wort und Herz und Geist sind drüben.

So kam's, dass ich einsah oder wähnte, ihr Schicksal sei an meines festgebunden, dass mir der Gedanke schrecklich ist, dass ein Anderer mein Weib besitzen könnte, wenn ihre Eltern sie nöthigten. Sie in eines Andern Armen hier wie dort sehen müssen, das sind Höllengedanken, und deshalb geht sie mit mir. Was drüben meiner wartet, weiss ich nicht. Ich frevle gegen die Natur, ich weiss es.

Aber wenn ein Mann sieht, dass seine Geistes- und Thatkraft schwindet, dass er einem elenden, siechen, unglücklichen Leben entgegengeht, dass er ein Spott und Hohn der Welt, ein Verachteter, ein Jammer seiner Eltern werden muss, wenn ein innerer Drang ihn durchglüht nach Hohem, nach Erhebung, und er matter und matter sich werden fühlt,

und nichts ihn rettet, — da muss er sein Leben von sich werfen; denn eine solche Zukunft ist ärger, als Tod.

Seit langer Zeit schon zittern meine Hände, meine Füße, — woher kommt das? Sind es nicht Boten nahenden Todes? Noch bin ich kräftig, noch kann ich diese zitternden Muskeln verbergen, aber wie lange noch? Noch ist mein Auge klar, mein Antlitz offen, und nicht entstellt, nicht schlaff, noch ist mein Geist fröhlich, noch fühlt er lebendig — und es ist mir unbegreiflich, wie bei dieser beinahe achtjährigen Verzehrung meiner Kräfte noch so viel Geist der Natur ist! Aber das Alles würde schwinden, ich müsste leiden, und doch bin ich gut gewesen, und Ihr Alle werdet sagen müssen, dass ich gut war. Ich hätte wohl etwas leisten können, aber dass mir die Kraft fehlt, das bringt mich zu diesem Entschlusse. Welchen Aufwand von Willenskraft ich machen musste, um Alles zu verbergen, möcht Ihr Euch denken.

Ich hätte gerne eine ausführliche Geschichte meines Innern Euch entworfen, aber die Zeit fehlt.

Lebt wohl! Euch wird das Streben gelingen, und das Leben belohnen! Denn dem edlen Wunsche, dem ungetheilten Streben wird gern zuletzt der Siegeskranz gegeben! Lebt wohl! Die Liebe möge Euch besser belohnen, als mich, und das Leben schön Euch blühen! Ihr seid ja voll erster Kraft! Verachtet mich nicht, sondern bemitleidet mich eher, und auch von ihr, von meiner geliebten Ernestine denkt nicht gering! Sie ist ein natürliches, freies Wesen mit einem klaren Geiste, sie gab sich so ganz ihrem Gefühle hin, und war ganz mein. Von hier zu gehen, von ihr mich trennen, das hätte geheissen sterben, ich konnte nicht mehr ohne sie sein. Und diese Liebe war bisher das Einzige, was mich noch auf Erden hielt; jetzt da sie fallen soll, da sie getrennt werden müsste, will und muss ich sterben.

O süßer Kelch, voll Lieb' und Lust und Bangen,
Den einmal nur das arme Glück uns schenkt,
Wenn Brust an Brust, umfangend und umfassen,
Und Mund an Mund und Seel' an Seele hängt,
Und Gegenwart, Erinn'ung und Verlangen
In Einen Kuss, in Einen Hauch sich drängt!

Vorbei, vorbei, du Bild voll bitt'rer Schmerzen
Du süßes Bild, Du Labsal meinem Herzen!

Merkwürdig ist mir jetzt noch, dass der schreckliche Todesgedanke mich nicht schreckt. Ich bin ruhig, wohl deshalb, weil der Gedanke mit mir aufgewachsen ist. Wohl bedauere ich meine Eltern; aber es wäre doch ärger etc. Also lebt wohl, und du, mein N., den ich am meisten liebte,

nimm zum Angedenken die Oper „Fidelio“ von mir! Die Blättchen, die ich beilege, können Dir ein Bild meiner innigen Liebe geben, die ich zu Ernestinen trug. Ade! ade! Das Geschick ruft, und wenn ich mir Drüben ich selbst bleibe, so mag kommen, was will.

A. B.

3)

Brief des A. B. an seinen Vetter, bei dem A. B. während der 3 Jahre seines Universitätsstudiums gewohnt hatte.

F. den 7. Oktober 1858 *).

Lieber Herr Vetter!

Zwischen Leben und Tod stehend, danke ich Ihnen für Alles, was ich je Gutes bei Ihnen empfang. Es ist viel und ich weiss nicht, wie ich meinen Dank ausdrücken soll. Durch meinen Tod diene ich Ihnen nicht; aber doch sind Sie mir Mann genug, und zwar einer jener Männer, denen ich mich wenigstens theilweise enthüllte, und deshalb hoffe ich, dass Sie niemals meiner That ein schlechtes Motiv unterstellen werden. Sie und meine wenigen Freunde N. und P. sind die Einzigen, in deren Augen ich nicht verachtungswürdig erscheinen möchte; denn Sie wissen ja selbst, dass ich nie etwas Unrechtes gethan habe. Doch war ich manchmal etwas frivol, woher das kam, habe ich in dem Briefe an N. auseinandergesetzt. Lesen Sie jenen; denn Ihr Geist ist reifer, als Mancher glaubt, und wird ein richtiges Urtheil zu fassen wissen.

Meinen Eltern mögen Sie melden, ich sei am Schlagflusse oder in einem Duell gestorben, nur den wahren Sachverhalt verheimlichen Sie, wenn es möglich ist; denn meine Eltern sind sehr christlich.

Alles, was in dem Schubladen meines Kastens sich vorfindet, soll Ihnen zum ewigen Andenken gehören, denn Sie oder Ihre Kinder können doch noch das Eine oder Andere benützen. Es sind mehrere werthvolle Sachen dabei; besonders das Aquarellgemälde. Dafür haben Sie die Güte und besorgen meine Kleider und meinen Koffer zur Eisenbahn. Was die Begräbnisskosten betrifft, wird mein Vater Alles berichtigen. Vielleicht begräbt man mich wie einen Hund! Was liegt daran? Ich spüre es nicht mehr. Auch das Doppelterzerol soll Ihnen gehören; es kostete 6 fl.

*) Tag der That.

So ist mein letzter Wille geschrieben. Leben Sie wohl und gut mit Ihrer ausgezeichneten Gattin, meiner lieben Base, die ich in tiefster Seele verehrte; denn ich war stets von ihrem Werthe überzeugt! Alles, was ich Ihnen vielleicht Beleidigendes gethan habe, möge mir jetzt verziehen werden, ich bitte darum. Alle Mühe, die Sie meinerwegen hatten, möge Ihnen Gott an Ihren Kindern vergelten, besser als mir! Weh, unendlich weh thut es mir, von diesen Kindern zu scheiden; ich liebte sie immer!

Also leben Sie wohl! wenn es ein Jenseits gibt, sehen wir uns vielleicht besser, als wir hoffen. Ade! Ade! Ich muss zu Tode gehen!

Ihr

A. B.

V.

Anstatt des ersten Verhöres unter'm 11. Oktober 1858 von A. B. zu den Akten gegeben.

Nachdem durch die kältere Betrachtung vernünftiger Männer, und durch die Hinweisung auf das schrecklich Räthselhafte meines Verbrechens wieder ein klareres Bewusstsein, wenn auch das der Verzweiflung, in mir wach gerüttelt worden ist: so zerquälte ich mein Gehirn, die mit dem Schusse gleichsam getödtete Erinnerung wieder aufzuwecken, und das Geschehene im Zusammenhange mit meinem Leben darstellen zu können. Denn Anfangs war mir im Kopfe Alles leer und dumpf, und ich konnte selbst kaum an die Möglichkeit einer so furchtbaren Wahrheit glauben, und dann war mir wieder so viel Wahnsinn um den Geist gegaukelt, dass ich meinte, ewig ein Verbrecher gewesen, ewig in einem Kerker gelegen zu sein. Die Gedanken, die jetzt in mir durcheinander wirren, sind von der Art, dass ich nichts wünsche, als den Tod, um vielleicht mit Ihr vereint zu werden, dass ich keinen Glauben verlange, weil ich dann doch etwas wirklich zu leiden habe, dass ich kein Mitleid begehre, weil ich's nicht verdiene. Bei dieser Voraussetzung und in der Ueberzeugung, dass man mich nicht zu einem elenden, wahnsinnigen Leben verdammen werde, kann ich durchaus keinen Grund haben, die Wahrheit zu verheimlichen, und ich werde deshalb sagen, was ich weiss, wie ich es weiss. Folgerungen irgend welcher Art zu ziehen, überlasse ich mit vollkommenster Ergebung erfahrenen Männern. Für mich gibt es nur Einen erfreulichen Gedanken, und das ist der Tod. — Da bisher alle meine Gedanken zu sehr auseinander gestäubt waren, wie eine Schaar Vögel, wenn man

einen Stein unter sie wirft, so will ich alle meine Geisteskräfte aufbieten, ein möglichst deutliches Bild meines Seelenzustandes zu entwerfen. Möge mir Gott und Sie beistehen, und mögen diejenigen verehrten Herren, denen die unerquickliche Aufgabe geworden, diese Geschichte lesen zu müssen, in Ihrer gütigen Geduld nicht ermüden.

Meine Familie gehört zu den rechtschaffensten. Alle Vorfahren väterlicher, wie mütterlicher Seits waren ehrliche Männer und hatten keinen anderen Wunsch, als wie solche zu leben und zu sterben.

Ich bin — leider zu spät erkannt! — der erste Schandfleck, die erste faule Frucht an einem weit verzweigten, kräftigen Baume. Mein Vater ist ein Handwerker und ich darf es mit Stolz sagen, dass er sowohl in seinem Berufe, als in seinem sonstigen Leben, als einer der tüchtigsten und unbescholtensten Männer befunden wurde. Einen solchen liebevollen Vater, eine so würdige Mutter auf eine solche Weise aus allen ihren Träumen zu stürzen, ist allein schon der tiefsten Verachtung werth, ist unverzeihlich!

Ich war der älteste Sohn und der besondere Liebling meiner Eltern. Schon in frühester Jugend zeigte ich bedeutende Talente und wurde daher zum Studium bestimmt. Mit dem 9. Jahre kam ich zur Lateinschule und blieb durch alle 4 Klassen der Erste. Mein Verstand war sehr lebhaft, und Lesen und Studiren meine liebste Beschäftigung. Daneben entwickelten sich aber die anderen Anlagen in mir, nämlich eine entschiedene Neigung zur Musik und Poesie.

Die letztere hatte mir manche Schläge vom Vater eingebracht, da er nicht glauben mochte, dass ich die Gedichte und Schauspiele verfertigte, die man oft bei mir versteckt fand. Nur einer meiner Freunde, der sich jetzt hier befindet, Namens N., durfte darum wissen, und er machte den Kritiker. In seiner Wohnung lasen wir uns, noch als Knaben von 11 — 12 Jahren, Schiller vor, führten abwechselnd Stücke auf etc. Das gab meinem Geiste einen ungewöhnlichen Aufschwung und eine frühere Anregung zum Denken, als in diesen Jahren zu herrschen pflegt. Aber auch die Liebe zur Kunst und zur Natur bekam dadurch bedeutende Nahrung, und dieses wirkte hier um so mehr, da ich von Natur zu einem Gefühlsmenschen geschaffen wurde und das Herz leicht die Oberhand über den Verstand erhielt.

Um diese Zeit kam ich auf's Gymnasium, und hier beginnt nun mein eigentliches Seelenleben. Mein Freund wurde von mir getrennt und hatte andere Gesellschafter genommen. Ich blieb allein. Hier begegnete mir nun das Unglück, dass (es mochte in meinem 15. Jahre sein) ich allmählig die

männliche Kraft verlor. Anfangs war ich erstaunt darüber, allein als ich hörte, dass auch Andere dasselbe litten, tröstete ich mich, und glaubte, es würde doch wohl auch besser werden. Allein dem war nicht so. Ich war gesund und kräftig, und wurde stets stärker.

Niemand ahnte diese schreckliche Krankheit. Als ich aber in jene Jahre kam, wo der Mensch gleichsam unwillkürlich zum Nachdenken über sich selbst getrieben wird, da warf sich mir die Frage auf, woher dieser Zustand komme. Ich war ein guter Mensch, ich hatte niemals Unrechtes gethan, ich hatte eine instinktmässige Abneigung vor allem Schlechten und Gemeinen, ich liebte die Kunst und die Natur, ich hatte ein gefühlvolles Herz, und eine feurige flammende Phantasie, die so gerne das Leben mit Poesie verschönerte, und Alles nur von der poetischen Seite fasste: doch musste in der tiefsten Stelle meiner Seele ein satanischer Trieb schlummern, der jene ekelhafte Krankheit begünstigte.

Ich verzweifelte an mir selbst, je mehr mich mein Unglück beängstigte. Eine angeborene Schüchternheit, wegen der ich oft mit meinem Vater harte Scenen hatte und falsche Scham hielten mich von einem Geständnisse ab.

Ich suchte mir auf andere Weise zu helfen. Ich lief halbe Nächte umher, ich studirte oder las in der Nacht, um den Körper zu ermatten, ich schlief auf Steinen, — es half nichts.

Wenn ich noch so sehr erschöpft eingeschlafen war, so war mein Erwachen ein Fluch. Niemand, der nicht in ähnlicher Lage war, vermag die Trostlosigkeit und den inneren Jammer zu begreifen, die mich nun erfassten. Ich betete, ich weinte die Kissen meines Bettes nass, bis nach und nach eine finstere Apathie mein ganzes Wesen einnahm.

Ich stand nun in jener Periode, die wohl bei jedem begabteren Jünglinge eintritt, wo der Geist anfängt, an Allem zu zweifeln, und geneigt ist, sich aus den Trümmern seines bisherigen Glaubens eine neue Welt aufzubauen, wobei dann gewöhnlich die Phantasie ihre Träume unterschiebt. So erging es auch mir. Meine Phantasie war verdüstert, und sah darum überall nur die Schattenseite. Ich hasste Gott und Menschen, und wandelte so an einem furchtbaren Abgrunde hin. Aber mein poetischer Charakter hielt mich aufrecht. Ich that das Gute, nicht weil es die Religion unter Schreckbildern anbefahl, sondern weil ich glaubte, das Gute müsse seinen Halt in sich selbst haben, es möge von wem immer geboten sein und der Mensch dürfe seine Menschenwürde nie verläugnen. So stellte ich meine Grundsätze auf Hu-

manität, auf das dem Menschen angeborene und in ihm wirkende Gute. Dieses Gute suchte ich nun nicht mehr aus Religionsbüchern kennen zu lernen, sondern aus den Gedanken und Thaten grosser Männer, der Geister aller Völker. In ihnen musste sich ja das Gute ihrer Zeit und ihres Volkes konzentriren, und was sie als gut erkannten, das wollte auch ich gut nennen, und was sie verachteten, das wollte auch ich vermeiden. Dass ich mich hier wieder besonders den Dichtern zuwandte, ist leicht erklärlich. Nachdem ich nun so verschiedene Anknüpfungspunkte zur Vergleichung gefunden zu haben glaubte, legte ich auch meinen Maassstab an das wirkliche Leben, und fühlte nicht, um wie viel er zu gross war. So erschien mir Alles in einem falschen Lichte, meine Begriffe wurden einseitig, meine Düsterei grösser. Schon früher war der Grund zu meinem Hasse gegen Gesellschaft gelegt worden; denn meine unbeholfene, unglückliche Gestalt, der dicke Kopf, die zurückgebliebenen kurzen Beine hatten mir von meinen Kommilitonen manchen Spitznamen zugezogen, so dass ich es so viel als möglich vermied, mit ihnen zusammenzutreffen. Ward in meiner Gegenwart heimlich gelacht, so musste das mir gelten; ich sah mich überall verspottet, wurde dadurch linkisch in meinem Benehmen, und gab natürlich dadurch auch oft wirklichen Anlass zu Gespött.

So zog ich mich denn von überall zurück, und lebte stets allein, ohne einen Freund, dem ich meine verzweiflungsvollen Gefühle mittheilen konnte, ausser meinem Klaviere und der Natur. Das Alles zusammen machte mich ungemein reizbar und empfindlich, obwohl ich nach aussen stets eine kalte Oberfläche behielt. Als ich nun in mein 18. Jahr trat, tauchte in mir doch die Sehnsucht nach einem Wesen auf, das mich liebte, wie ich es lieben konnte. Das war nicht durch Romane in mich gekommenes Verliebtseinwollen; denn ich hasste stets dieselben, und las fast nie welche, ausser um Vergleiche zwischen Roman und Drama anzustellen, und die Art und Weise zu erkennen, wie in beiden Dichtungsarten Charaktere sich schilderten.

Wohin ich nun im Leben schaute, nirgends konnte ich die Liebe finden, wie ich sie dachte. Und ich habe sie auch sonst nie gesehen im gewöhnlichen Leben, nach den Begriffen ausgeführt, die ich in meinem Inneren aufgestellt und zu befolgen gelobt hatte. So hielt ich denn eine reine, innige, echte, ewige Liebe für eine Ausgeburt, für eine Fiktion der Dichterphantasie, und glaubte nicht daran. Allein meine glühende Seele befriedigte sich damit nicht, und mein Talent zur Dichtkunst, wie auch der innere Drang liessen mich

Lieder und Gedichte an ein Wesen richten, das nicht existirte, das ich aber mit all' den Eigenschaften begabt, mit all' der Schönheit angethan, die mein schwärmerischer, unglücklicher Geist verlangte.

In dieser Zeit sollte ich zur Universität. Ich hatte das Gymnasium mit Auszeichnung absolvirt, und in jeder Hinsicht die besten Zeugnisse aufzuweisen. Ich war der Stolz und die Freude meiner Eltern und sie bauten auf mich ihre schönsten Hoffnungen. Ich liebte sie auch sehr und ihnen zu Liebe hatte ich in jenem elenden Zustande nichts gegen mein Leben unternommen, obwohl ich oft in grässlichen Augenblicken sehr nahe daran war. Meine Neigung zog mich nun dazu, mich ganz der Musik zu widmen; aber um meinem Vater nicht wehe zu thun, wählte ich Jurisprudenz.

So kam ich nach F. Mein Sinn für Kunst bekam hier volle Nahrung, und mein geistiger Horizont wurde in einem Kreise seltener Freunde erweitert, die Alle, wenn auch auf verschiedenen Wegen, nach dem Einen Ziele strebten: der Vervollkomnung ihrer selbst, nach Bildung.

Sie alle hatten ähnliche Geistesperioden durchgelebt mit der Ausnahme, dass sie nicht unglücklich waren, wie ich, und dass bei ihnen der Verstand überwog, während bei mir Herz und Gefühl. Aus diesem Kreise war alles Gemeine verbannt und hier herrschte nur Begeisterung für alles Grosse und Schöne. Es gab keinen anregenden Gegenstand, der hier nicht besprochen worden wäre; aber nicht auf pedantisch gelehrte Weise, sondern im freundlichen Austausche der Meinungen. So bildete sich Jeder durch die Anderen, und auch ich fühlte, wie sehr, wie rasch mein Geist mit kräftigen Flügeln sich erhob.

Aber wenn ich dann wieder allein war, und über mich nachdachte, da fürchtete ich das Erlahmen meiner Kräfte, da fühlte ich mich namenlos elend.

Zum Juristen war ich nicht geboren, aber ich that meine Pflicht, und wusste auch dem ungeliebten Gegenstande eine interessante Seite abzugewinnen, und meinen Fähigkeiten musste es wohl gelingen, Etwas zu lernen. Alle meine übrigen inneren Zustände waren geblieben. Meine Urtheile waren bitter und verachtend, und konnten zeigen, welcher glühende Vulkan in meiner Brust brenne; meine Natur war feurig, heftig, und was ich liebte, liebte ich für immer; meine Gefühle waren schwärmerisch, und meine Gedanken gaben nur zu sehr meiner weitgreifenden, flammenden Phantasie nach. Jetzt sah ich Ernestine. Bisher hatte ich kein Weib geliebt, kein Mädchen berührt, es schien mir

Keine liebenswerth, und an ihre Tändeleien hatte ich geglaubt, nicht aber an Liebe. Von dem Augenblicke an, wo ich Sie sah, fühlte ich mich unendlich von ihr hingezogen. Sie war damals 16 Jahre alt, und wirklich reizend; dabei schien sie nicht verbildet, sondern natürlich zu sein; sie gab sich stets, wie sie dachte und fühlte, ohne Verstellung, aber auch ohne Rücksicht auf die Umgebung. Sie meinte immer, es sei Alles gut, was sie thue. Anfangs fiel mir und meinen Freunden das sehr auf. Sie schien so frei, ja zu frei in ihrem Benehmen, und nur mir und meinem Freunde wurde es klar, dass sie sich nur stets ihrer lebhaften, schalkhaften, fröhlichen und reinen Natur überliess. Diese Natur verlor sie niemals und so kam's, dass sie in ihrem 19. Jahre noch denselben kindlichen, reinen und dabei etwas wildfangartigen Sinn hatte, wie im 16. In jener Zeit nun ging ich öfter vor ihrem Hause vorüber und öfter auch in den Garten der Wirthschaft, um sie zu sehen. Damals war meine Liebe ganz uneigennützig; denn ich hoffte niemals, dass sie mich lieben könnte. Ich hatte keinen Wunsch, als Sie sehen zu dürfen, und fühlte mich glücklich, wenn ich nach stundenlangem Warten Sie mit einem Blicke sehen konnte. Das war die schönste Zeit, und es wäre besser gewesen, Ernestine hätte mir nie einen Blick geschenkt. Denn damals hatte der Gedanke nichts Schreckliches für mich, dass sie nicht die meine würde.

Was konnte ich verlangen? warum sollte sie mich, einen Unbekannten, lieben? War sie nicht ein Mädchen, wie andere? und hatte ich nicht in einem finsternen Augenblicke geschworen, niemals ein gewöhnliches Mädchen zu lieben, niemals einem Mädchen meine Hand zu geben, darzubieten, die mich nicht liebte? Konnte sie mich so lieben, wie ich es verlangte? Bald aber erkannte ich, dass auch in ihr Etwas vorgegangen sein müsse; denn wie oft ertappte ich ihre Blicke, wie sie auf mir verweilten, jeden Tag begegnete sie mir damals in der K.-strasse, und später sagte sie mir, dass sie es oft unbewusst gethan und unwillkürlich stets dorthin gegangen sei. Nun konnte ich mich schon nicht mehr von ihren wunderschönen Augen losreißen, ich fühlte die Umwandlung meines Wesens bis in die tiefste Seele. Aber noch wäre zu helfen gewesen. Nun hat mich Gott mit einer ziemlich hübschen, vollen und reinen Tenorstimme begabt, und als ich eines Abends singend vor ihrem Fenster vorbeizog, — da öffnete es sich ganz leise und blieb offen. Und als ich nun sachte unten hinschlich und aufschaute, da meinte ich laut schreien zu müssen vor Erstaunen und Entzücken; denn ihr schönes Köpfchen beugte sich

heraus, verschwand aber sogleich wieder, als sie mich erblickte, kam wieder und verschwand abermals, und so trieb sie ein liebliches, unschuldiges, aber gefährliches Spiel. Jetzt, da ich Hoffnung hatte, sie könne mich lieben, jetzt erst nahm meine Liebe einen anderen Charakter an. Mit aller Gluth, mit aller Leidenschaft, deren nur eine junge, so lange niedergedrückte, finstere, und sich verhasst glaubende Seele fähig ist, klammerte ich mich an dies Wesen, das meine erste Empfindung nicht zurückstiess. In diesem Glücke gingen mir die finstern Gedanken einigermaßen auf, ich vergass wenigstens mein Unglück und studirte, um Ihrer würdig zu sein. Dieses dauerte ein volles Jahr. Inzwischen hatte ich sie auf dem Künstlerballe 1857 getroffen; aber ich wagte nicht, mein Gefühl zu gestehen; denn bei aller Gluth, die aus ihren Augen sprach, war sie doch so schelmisch, dass ich fürchtete, verlacht zu werden, und auf den Gedanken kam, sie koquettire nur.

Das regte mich furchtbar auf, wie ich denn überhaupt sehr leicht von einem Extrem in's andere fiel, und jeder geringe Umstand mich ungemein in Anfreugung brachte. Das erfuhr das arme Kind später noch oft. Indessen sang ich beinahe jede Nacht vor dem Fenster, und jedesmal erschien sie, es mochte noch so kalt, oder noch so spät sein. Das war doch zu viel!

Auf dem heurigen Künstlerballe *) nun fragte ich sie bloss, ob sie es wäre, welche mir immer so schön lohne, wenn ich ihr den Schlaf verscheuchte? Und nach langem Kampfe mit der Schüchternheit sprach sie es aus. Ihr ganzes Betragen zeigte, dass sie mich liebe. Welches Glück ich von da genoss, wie rein, wie heftig wir uns liebten, nachdem der erste Kuss und das die gesellschaftliche Schranke durchbrechende „Du“ gegeben war, das wage ich nicht zu sagen. Eine Menge Lieder und Gedichte zeigten, wie und dass ich Sie über Alles liebte. Hier ist nun der Wendepunkt in meinem ganzen Leben. Meine Liebe nahm immer mehr den Charakter einer Krankhaftigkeit an, sie wurde eine wahnsinnige Liebe.

Alle meine Gedanken, alle meine Gefühle gingen in dieser Liebe auf, ich liebte weder Eltern, noch Geschwister, noch Freunde mehr; Sie war mein Gott, zu Ihr betete, nur für Sie empfand ich, Sie allein liebte ich, und alles Andere war zurückgedrängt. All' mein Studium, alle meine Thatkraft, all' meine Lust am Leben, Alles war auf Sie gestellt,

*) Den 13. Februar 1858.

und ich fühlte, dass ich mit meiner Liebe fallen musste. Mir meine Liebe nehmen, hiess mir den Boden unter den Füßen wegnehmen.

So stieg nach und nach das fürchterliche Gespenst in mir auf, diese Furcht vor Ihrem Verluste, die Furcht, dass ein Anderer mir rauben könnte, was ich nach so manchem Leide, und nach Jahren erst errungen. Ich lebte jetzt in einer steten Aufregung. So lange sie zur Nähsschule ging, kam sie jedesmal zu mir in der Q.-strasse, weiter erlaubte sie mir nicht zu gehen. Blieb sie einmal aus, so glaubte ich mich schon nicht mehr geliebt, und die Vernunft hatte ihre Kraft an mir verloren.

Dann eilte ich nach Haus und schrieb Ihr einige Zeilen, aus denen die grösste Aufregung, aber auch die innigste, verzweiflungsvollste Liebe sprach.

Solche Briefe warf ich ihr des Abends, in ein seidenes Tuch oder einen Handschuh gehüllt, in's Fenster, und bald erhielt ich auf demselben Wege eine Antwort. Es sind dieses die Briefe, welche vorliegen. Ernestine musste dieselben in grösster Eile schreiben, um nicht entdeckt zu werden, sie fand nicht den rechten Ausdruck, und so kam's, dass oft die Verwirrung noch grösser wurde. Aus einem dieser Briefe kann das sehr gut ersehen werden, worin es heisst: dass sie es nicht so gemeint, wie ich einen anderen auslegte, und worin sie mich bittet, den unglückseligen Brief mitzubringen, damit sie mir sagen könne, wie sie es meinte. Nach solchen quälenden Vorkommnissen ging es oft wieder eine Zeitlang gut, bis entweder das Fenster ein falsches Zeichen gab (denn je nachdem ein Flügel offen war, war sie ausgegangen) oder sie erschien nicht zur bestimmten Zeit am Fenster, wo wir uns seit August täglich Morgens 9¹/₂, Abends 5¹/₂, Nachts zwischen 8—9 sprachen. Ernestine fürchtete sich stets vor dem Aufkommen, weil sie sowohl die üble Nachrede, als den Zorn ihres Vaters scheute. Sie versicherte mich hundertmal unter Thränen, sie dürfe kein Verhältniss haben, und ihr Vater würde sie verstossen, er habe das schon öfter geäussert, und er würde niemals glauben, dass unsere Liebe so sei, wie sie wirklich war. (Dieselben Gedanken wird man durchgehends in den Briefen finden.) Auch das sagte sie mir oft, dass sie nicht warten dürfe, bis ich sie mein Weib nennen könnte, weil ihre Eltern eine baldigste Versorgung wünschten. Sie erzählte mir oft, wie vielen Verdruss sie zu Hause zu ertragen habe. Aber dennoch liebte sie mich heftig, dennoch küsste sie mich und war in meiner Gegenwart vergnügt und heiter bis zur kindlichen Ausgelassenheit. [Niemals war mir in ihrer Nähe

eine sinnliche Anwendung gekommen, und es wird noch mein süssester Trost im Tode sein, dass nie die leiseste Anspielung, nie die geringste Zweideutigkeit über meine Lippen kam, es ist nie der zarte poetische Hauch von unserer Liebe geflohen, und ich kann meine Hand rein aufheben vor ihrem abgeschiedenen Geiste, zu dem Schwure, dass ich nie einen solchen Gedanken zu ihr geäussert!]

In ihrer Gegenwart aber war ich auch ganz anders. Und wenn ich allein war, da griff mir der Gedanke der Hoffnungslosigkeit wie eine kalte Hand an's Herz, und zerrte so lange, bis mein armer Verstand oft ganz dahinsank, ich konnte stundenlang sitzen mit dem Gefühle entsetzlicher Mattigkeit, ohne einen anderen Gedanken als den an die durch eine finstere Phantasie vergrösserten Folgen des Verlustes. Oft sass ich da, und war gar keines Gedankens fähig, ich stierte nur so für mich hin, und hörte und sah nichts, bis mich ein plötzliches Zusammenschrecken aufweckte. Ich fürchtete schon damals wahnsinnig zu werden. Aber ein anderer schrecklicher Umstand kam nun hinzu, der meine Verzweiflung mehrte. Ich bemerkte nämlich plötzlich, dass ich beinahe sichtlich an Armen, Beinen und dem Körper abnahm. Meine Arme waren sonst so rund, meine Füße so kräftig, wie ich kaum welche gesehen. Jetzt hing die Haut in Falten darum her, und das Fett war verschwunden. Ich wusste nicht, sollte ich diese Veränderung meiner steten Aufregung zuschreiben, oder jener Krankheit, die mich so lange verfolgte. Auch meine Augenlider zuckten oft heftig zusammen, blitzschnell, ohne dass ich's hindern konnte. Wann ich die Muskeln um Nase und Mund aufwärts zog, so geriethen sie in eine heftig zuckende Bewegung, die auch oft die Lippen beim Wassertrinken aus einem Glase annahmen. Ich fühlte oft einen stechenden Schmerz durch den Kopf, und eine Müdigkeit am Halswirbel und den Muskeln in jener Gegend, dass ich kaum den Kopf aufrecht halten konnte. Am auffallendsten war mir, dass bei starker Anstrengung oder Erhitzung meine Hände und Finger unwillkürlich zitterten, und ebenso die Füße in den Schuhen. Wenn ich ruhig im Bette lag, so konnte ich jeden Pulsschlag in allen Gliedern fühlen; denn bei jedem zitterten sie. Auch sah ich oft Theile am Körper oder auf der Hand in merkwürdiger Weise zucken, und hatte dabei ein Gefühl, als ob Spinnen oder Fliegen darüber wegliefen, was mich auch oft aus dem Schlafe riss, der überhaupt in letzter Zeit so unruhig und fieberhaft war, dass das leiseste Geräusch mich

erweckte. Das waren Symptome, die mich in eine grässliche Unruhe versetzten.

Es war mir nichts wahrscheinlicher, als dass es Vorboten des Wahnsinnes seien. Ich bemerkte auch, dass die Elastizität meines Geistes nachliess, und dass ich, um Etwas so klar zu begreifen, wie früher, öfteres Wiederholen und längeres Nachdenken nöthig hatte, dass ich Dinge, von denen ich überzeugt war, dass ich sie wusste, durchaus nicht zur gegenwärtigen Erinnerung bringen konnte, und dass mein Geist immer mehr von seinen früheren liebsten Beschäftigungen abliess, und dass die alte Vorliebe für Musik und Poesie nur von aussen her noch auf ihn wirkte, während in meinem Inneren Alles zu sterben schien. Da sass ich nun oft stundenlang und blickte auf Hände und Füsse, indem ich verschiedenste Stellungen machte, um dieses schreckliche Zittern zu beobachten.

So furchtbar auch die Gedanken waren, die mich dabei vollständig beherrschten, so wiederholte ich dieses doch so oft, bis ich in ein wahnsinniges Gelächter ausbrach, oder bis eine tödtliche Gleichgültigkeit mich befiel. Nur wenn ich bei Ernestinen war, da schienen alle diese krächzenden Raben des Wahnsinnes zu fliehen. Da fühlte ich kein Zittern, da war ich noch geistvoll, da konnte ich sprühende Geistesfunken um mich werfen, da war ich kindlich mit ihr, und ihre lieblichen Einfälle, die stets von der zartesten und besorgtesten Liebe getragen waren, stimmten mich zu einer wehmüthigen Heiterkeit. Ach! ich hatte das Gefühl meiner unendlichen Unwürdigkeit, und oft sagte ich ihr, sie würde mich verachten, wenn sie mich konnte, wenn sie in mein Herz blicken könnte.

Dabei weinte ich oft wie ein Kind. Sie aber, in ihrer schönen, edlen Weiblichkeit, wollte nichts der Art hören, wegen dessen sie mich vielleicht geringer achten müsste. Ach, sie musste ein Engel sein! Das war echte, seltene Liebe. Ich weiss nicht, war es ungeheure Willenskraft oder der Zauber ihrer ohne Vergleich schönen Augen, was mich so erhob.

Ich glaube eher das Letztere. Aber dieses Aufleuchten sank in der Einsamkeit eben so schnell zusammen, gerade wie ein vom günstigen Winde einst geblähtes Segel in der Windstille. Ich fühlte deutlich und immer deutlicher, dass ich getrennt von Ihr nicht mehr sein könne, dass nach der Trennung mein Verstand vielleicht baldigst zu Grunde gehen würde in Trübsinn, in Wahnsinn. Ich sah mich zu Hause umherschleichen, wie ein Gespenst abgemagert, irre redend, nach Ihr schreiend, hohläugig, mit schlotternden Knieen, ein

Spott der Kinder, ein Hohn der Welt, ein entsetzlicher Jammer meiner Eltern. Und welchen Gründen würde man meinen Zustand zuschreiben? Diese Gedanken verliessen mich nun nicht wieder, und nahmen nach und nach von der ganzen Lichtseite meines Geistes Besitz.

Oft schwankte ich noch, ob ich meiner lieben Ernestine ihre Liebe zurückgeben, ob nicht unser Verhältniss aufheben sollte; aber lieber Gott! ich war zu schwach, ich hatte diese Liebe 3 Jahre mit mir herumgetragen; sie war mit mir verwachsen, ich hatte mir den Stachel zu tief in's Herz gedrückt, er konnte nur mit meinem Leben herausgerissen werden. Und das beschloss ich nun zu thun. Ich theilte ihr das brieflich mit, nachdem mir, um vielleicht grösseres Unheil zu verhüten, diese Nothwendigkeit klar geworden zu sein schien. Ich schrieb ihr, dass ich tiefe und wichtige Gründe dazu hätte, dass es nur zu Ihrem Glücke geschähe, dass ich sie nie mehr sehen möchte, und dass sie mir zum Abschiede noch Ein Mal zur Nacht, wie es gewöhnlich geschah, einen Gruss herabwinken möchte, und mich dann vergessen solle, indem ich ein Elender sei, und sie ja wisse, dass ich in meiner exzentrischen, krankhaften Aufregung zum Schrecklichsten fähig sei, wenn ich es später erleben sollte, dass sie einem Anderen ihre Liebe schenkte. (Den letzten Brief und einen anderen, den ich ihr am Samstag dem 2. Oktober gab, erhielt ich wieder zurück, und verbrannte sie; Ernestine mochte sie nicht zu den anderen legen, wie sie sagte, weil sie dieselben nicht ohne die heftigsten Thränen lesen könnte.) Damals wollte ich mir durch nächtliches Baden in dem kalten Gewässer des Flusses eine tödtliche Erkältung zuziehen. Aber Ihr Flehen, Ihre Thränen, die zärtlichsten Ausdrücke und Versicherungen ihrer Liebe liessen mir die wenigen Tage, die ich noch hier zu sein hatte, wünschenswerth genug erscheinen, um meinen Plan hinauszuschieben. Aufgeben konnte ich ihn nicht mehr. Ich, der ich mit so vielen Anlagen geboren, zu Höherem, zu Gutem bestimmt zu sein glaubte, ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dass meine Willens- und Thatkraft, dass meine Geistesstärke zusammensinken solle mit diesem elenden, vom Gesckicke gleichsam zerbrochenen Körper, dass ich zur Mittelmässigkeit verdammt oder gar dem Wahnsinne als jeden Aufschwungs unfähiger Knecht dienen solle. Dazu kam die Gewissheit, wie schnell, wie entsetzlich bald nach meiner Entfernung von Ihr, ausser der ich Niemand liebte und schätzte, an deren Seite nur ich war, was ich sein sollte, wie bald das Gefürchtete eintreten müsse; denn ich fühlte schon jetzt bei dem blossen Gedanken an die

Trennung die glühenden Krallen des Wahnsinnes in mein Gehirn sich langsam, aber sicher eindrücken. Von nun an hatte ich keinen anderen Gedanken mehr, als diesen. Ich wurde durch unaufhörliches Zerquälen meines Geistes damit in letzter Zeit so vertraut, dass er mir gleichsam zur fixen Idee wurde. Eltern, Geschwister, Leben, Alles ging nach und nach darin unter. Zuletzt dachte ich selbst nicht mehr darüber nach, nur die fatalistische Nothwendigkeit schien wie ein Leichentuch meinen ganzen Geist umhüllt zu haben. Ich legte mich zu Bette, und murmelte nur: es muss sein, und ich stand auf, und dasselbe Wort war mein Morgenbet. Düster, gedankenlos starrte ich auf meine abgemagerten Glieder, und wunderte mich über die Kraft, die ihnen geblieben war.

Noch war ich kräftig, ja, noch war mein Auge klar, und wie Ernestinchen meinte, schön, noch waren meine Gesichtszüge offen und freundlich, wenn es mich auch oft unsäglich Anstrengung kostete, fröhlich zu scheinen. O ich hatte ja in meinem Leben nie Unrecht gethan, ich hatte Niemand betrogen, ich gab mich stets, wie ich dachte, aber dieser letzte Gedanke gehörte nur mir! In den letzten Tagen liess ich auch im Studium nach; doch machte mir das keine Sorge; denn ich war stets fleissig gewesen, und wusste Etwas. Ich blieb nun selten mehr zu Hause; meine Gedanken verfolgten und quälten mich dazu sehr. Ich lag nun oft halbe Tage lang auf einem kleinen, grasbewachsenen Hügel und schaute nach Ihrem Fenster. Sie sah mich wohl, und wir spielten so aus der Ferne mit einander, wie Kinder, indem jedes des Anderen Bewegungen mit Kopf oder Hand nachahmte. Ach, das war so schön, und nur die Gedanken waren die Brücke, auf der unsere Liebe hin und her wandelte! Stets vergass ich dabei die Todesgedanken, und lebte nur ganz in diesem Glücke. Nichts, auch gar nichts dachte ich sonst, mein Herz war mit dem Verstande gänzlich davon gelaufen.

Aber die Zeit ging um, die letzten Tage nahten, und mit ihnen eine Unruhe, eine Herzensangst, die unbeschreiblich ist. Zu diesen Gedanken meines Todes mischten sich nun die der Trennung, die Furcht und der Schmerz ewigen Verlustes.

Welche Wirkung das in meinem ohnehin schon so zerquältem Geiste machte, kann ich nicht ausdrücken.

Glücklich, unendlich glücklich, wer sie nie empfand! Eine vollständige Verwirrung alles Denkvermögens, ein Durcheinanderlaufen, ein nächtiges Chaos aller Gefühle waren die Folgen. Ich sah den Wolf des Todes mit glühen-

den Augen mich anlotzen, unabweisbar, und doch drängte ich mich wie ein zitterndes Lamm an das geliebte Mädchen. Ich lief oft die Nächte umher und rang die Hände, und bat Gott, er möge mich doch weinen lassen, o nur um Thränen, um Thränen bat ich, und sie wurden mir nicht! Die Todeskälte schien mich schon mit Eis zu überziehen, ich war gefühllos, und kannte mich doch, und liebte doch und wunderte mich über meinen grässlichen Zustand. „Es muss Wahnsinn sein,“ sagte ich hundertmal zu mir, und dann lief ich wieder weiter und lachte, lachte laut über mich: ein Wahnsinniger und ein Liebender, und Sie liebt mich doch, schrecklich, und Ich sterbe!

Und mehr der Art! Es wiederholte sich dieses jeden Tag, jede Nacht, immer dieselben Gedanken, immer dieselben Worte, dieselbe Leere, dieselbe Unfähigkeit zum Denken! Nichts dachte ich, nichts fühlte ich, als todt, todt, todt! Auch Ernestine bemerkte diese Revolution meines Innern, und sie ward ängstlich, sie fragte liebend, ich blieb kalt, sie klagte „Du hast mich nicht mehr lieb!“ und Ich konnte lachen, schrecklich lachen, Sie krampfhaft umfassen, sagen: „o wie ich Dich liebe!“ Meine Liebe war ja eine wahnsinnige Liebe. Doch ich will mich nicht zu lange hier aufhalten und zur Hauptsache zu kommen suchen. Mein Seelenzustand war bedauernswerth.

Es musste ein Ende gemacht werden. Die Pistole ward gekauft am Montage. Mittag begleitete ich Ernestine auf einem Gange, den sie zu machen hatte; wir gingen da ungefähr eine Stunde mit einander von der Brücke rechts ab über die lange hölzerne Brücke, die zum Prater führt, durch mehrere Strassen in die Stadt.

Ihren Bitten gelang es dabei, mir mein Vorhaben abzulocken, sie suchte mir's auszureden und um mich noch mehr zu beruhigen, versprach sie, in den Garten zu kommen am Donnerstag statt zum Theater zu gehen; sie wollte dann etwas früher nach Hause gehen, und angeben, ihr sei im Theater unwohl geworden, weshalb sie etwas früher sich entfernt hätte. Wir wollten uns Lebewohl sagen, es sollte die letzte Zusammenkunft sein, wenn wir uns auch später noch treffen sollten. Noch dachte ich nicht an sie, noch war ein ganz kleiner Funke Hoffnung in mir. Zwei Tage, Dienstag und Mittwoch, sprachen wir uns nicht. Während dieser Zeit dachte ich abermals nichts, als das Wort: letzte, letzte Zusammenkunft! Es war mir klar, dass hier unsere Wege aus einander gehen würden, dass Alles, Alles aus sei, aus sein müsse. Ich schwankte lange, ob es nicht auch meine letzte Stunde sein sollte. Ich schwankte, ob ich die

Pistole mitnehmen sollte oder nicht. Noch war ich nicht entschlossen. Am Mittwoch Abend kaufte ich eine Flasche Wein, ich glaube Bordeaux-St.-Julien oder etwas Aehnliches. Denn es lebte in mir immer noch ein kleiner Wunsch in tiefster Seele, es möge doch gut werden, vielleicht, dass der Wein mich erheitern könne; denn mir hatte niemals der Wein festere Entschlüsse gegeben, sondern im Gegentheile, mein Herz war dann weicher und konnte leicht von einer Stimmung zur anderen geleitet werden. Dann ging ich sogleich in den Garten, um die Flasche dort zu verbergen, weil ich den nächsten Tag sie von Hause nicht wohl mitnehmen konnte, auch nicht wusste, wie ich unbemerkt damit in mein Zimmer kommen solle. Im Garten suchte ich an verschiedenen Plätzen sie zu bergen. Zuerst suchte ich sie in den Grund einzudrücken in der Nähe des Hollunderbaumes, ich brachte sie vielleicht halb hinein und nahm dann mehre Hände voll Erde, um die Flasche damit zu umkleiden. Auch mehrere Blätter vom Baume und Brennesseln oder sonst was ich gerade erreichen konnte, brach ich, um sie darauf zu decken. Der Abend, es war nach 6 Uhr, war trüb, und so ziemlich dunkel, weshalb ich nicht sagen kann, welche Gesträuche ich ausriss oder abbrach. Aber ich fürchtete Regenwetter und dass dadurch die Erde könnte abgewaschen werden. Ich nahm daher die Flasche wieder heraus und barg sie in einem Gruselbeerstocke. Ich ging mehrmals darum, um zu sehen, ob man nichts entdecken könne. Nur den Hals sah ich schimmern. Ich riss daher einige Blätter vom anderen Laube ab, um ihn zu bedecken. Allein die Blätter waren, glaub' ich, von Rüben, und ich dachte, man könne sie so eher entdecken, weshalb ich sie wegwarf. Die Nacht, die nun folgte, war schlaflos. Alles, was seit Monden in meinem Gehirne sich wälzte, legte sich nun über mich, wie eine erdrückende Last. Ich fühlte mich zu Grunde gehen. Ich beschloss, die Pistole mitzunehmen. Um mich zu zerstreuen, packte ich meinen Koffer, dann probirte ich, ob es mir gelänge, beide Läufe auf mich abzudrücken. Nach mehreren Versuchen gelang es mir, und entsetzlich kalt murmelte ich: „es ist gut.“ Ich sah mich noch einmal im Zimmer um, betrachtete noch alle meine Verwandte, die Kinder, ach, die lieben Kinder! nahm mein Buch, weniger, um zu lesen, ich weiss selbst nicht recht warum. Ich hatte sonst auch immer ein Buch mit in den Garten genommen, war es Gewohnheit oder besseres Hoffen? Die Briefe wollte ich ihr zurückgeben, damit es ihr nicht schade, wenn man sie bei mir finde, die Perlen, ein Angedenken an den letzten Künstlerball, hing ich um, den

Handschuh, der unsere Post war, hatte ich in der Tasche, ein Sammtbändchen, das sie mir am Johannistage von ihrem Halse gab, trug ich auch sonst immer.

Ich war zum Tode geschmückt mit Allem, was mir theuer war. Nach 5 Uhr ging ich fort. Auf meinem Wege betrachtete ich Alles, die Gegend, jedes Haus, jeden Menschen. Es sollte ja das letzte Mal sein. Ich kam in den Garten. Ich holte zuerst die Flasche hervor und ging dann in das Hüttchen. Dort legte ich die Pistole unter die Bank. Ich ging nun daran, die Flasche zu säubern, die noch voller Schmutz war. Oben stand ein Glas mit schon grünlichem Wasser. Das schüttete ich über die Flasche und wischte sie mit einigen Blättern ab. Das Glas selbst hatte einen festen Satz, den ich mit Wein ausspülte, ich werde wohl ein Glas voll gebraucht haben. Dann trank ich auch ein halbes Glas, aber nicht mehr. Dann stellte ich sie auch unter die Bank (und später, glaub' ich, wurde sie durch meinen Fuss umgestossen, ich erinnere mich nur noch, dass ich sie wieder hinstellte). Nun holte ich die Pistole wieder und betrachtete sie lange gedankenlos. Dann sprach ich mit wahnsinnigem Lächeln den Monolog des rasenden Ajas aus Sophocles: „Der Mörder steht bereit,“ so weit ich ihn wusste, nahm Abschied von Allem, Eltern, Sonne, Himmel, Erde, Freunden, aber Alles ohne Thränen, ich konnte nicht weinen, sie schienen gefroren. Als ich aber daran kam, auch von Ihr Abschied zu nehmen, von meiner Liebe, — da sank alle und jede Erinnerung früherer Zeit hinter mir zusammen, und da sass ich, wie schon so oft, gedankenlos, stier, dumpf, todt. O es wird mir Niemand glauben, dass es möglich ist, nichts zu denken, dass alle Reflexion so entfliehen könne! [Aber ich war und bin krank an Geist und Körper, und der Wahnsinn, dem ich entgegengehe, wird es beweisen.] Und finster und blutig wie eine Traumgestalt stieg der gräuliche Gedanke auf: Sie geht mit dir. Früher einmal hatte ich aus falscher Eifersucht ihren Tod geschworen in fürchterlichster Aufregung. Und jetzt war es wahnsinnige Eifersucht auf Den, der an meine Stelle treten, auf Den, den sie lieben könnte. Immer schrecklicher wurden meine Gedanken, und in der Ewigkeit würde ich Sie an eines Anderen Arme sehen, war das nicht mehr als Höllequal? Nun kam die Schwärmerei hinzu, und schön schien es mir, unendlich schön, selbst wenn ich verdammt sein sollte, Sie in der Ewigkeit sehen zu können, allein wandelnd, allein mit ihrer Liebe zu mir, mit ihrer Sehnsucht, sie als Selige zu sehen, aber allein, ohne dass je ein Anderer sie berührt hätte, oder sie begleiten dürfe. Das war genug

für mein armes Hirn. Fieberschauer schüttelte mich. Alles war für mich verloren, vergangen, Vergangenheit und Gegenwart, ich dachte nur an diese Zukunft, ich dachte nicht an Hölle, nicht an Vergeltung, nicht an Gottes, nicht an der Menschen Verachtung; dieser wahnsinnig glühende Funke der Schwärmerei hatte meinen Geist gesprengt. So lag ich da, als sie kam. Ich schloss sie in die Arme, ich küsste sie. Meine Umarmung war eine Umklammerung der Verzweiflung, mein Kuss von kalten Lippen nicht mehr glühend wie sonst, der des Todes. Sie sass zu meiner rechten Seite. Sie schlang den Arm um meinen Nacken, ich die beiden um ihren Leib, mein Kopf lag an ihrer Brust. Ich sprach fast gar nicht; ich wusste nichts mehr. Todt, todt, todt war Alles! Sie versuchte Alles, mich aufzuheitern, sie erzählte mir, wie ihr Verwandter heute verreiste, wie sie den Schlüssel zufällig von der Frau bekam, die den Garten gemiethet, wie sie vorgestern Abend schlief, und noch Mehreres. Ich hörte es wohl und meine Gedanken verliessen nicht ihren Abweg.

Sie war so liebenswürdig, ach! so lieb, so gut, und dieses herrliche Wesen sollte einem Anderen gehören, ein Anderer sollte schwelgen, wo ich anbetete, und Sie — Sie könnte vielleicht einem Anderen dasselbe sagen, einen Anderen eben so küssen, so umarmen? ach! das waren grässliche Gedanken! —

Ich glaube, dass ich theilweise laut mit mir sprach; denn sie unterbrach sich plötzlich und sagte: „Was hast Du?“ Ich antwortete nicht. Sie legte ihre Hand auf meine Stirn. Sie glühte. Jetzt ward dem armen Kinde bang. „Hast Du was Böses gethan?“ sprach sie. Ich schüttelte den Kopf. Sie sah das Glas, sie fragte, ich sagte vom Weine, sie glaubte mich vergiftet, und wollte nicht trinken; es wäre vielleicht besser gewesen. Dann sassen wir wieder neben einander ganz still. Sie schien ermattet. Ihr Kopf lag nun an meiner Brust. Gen 8 Uhr wollte sie fortgehen, und stand auf, mir meinen Rock zu geben. Ich zog sie sanft auf meinen Schooss, und sagte: „Es ist ja das letzte Mal.“ Ernestine lag in meinem Arme. Ich hielt sie krampfhaft umspannt. Plötzlich riss sie sich mit grosser Gewalt los, und setzte sich neben in die Ecke, indem sie unverwandt hinaus in's Dunkel sah. Leise und angstvoll sagte sie, es komme Jemand dort unten. Ich sah hinaus, es war ein Strauch, der wirklich einem Menschen sehr ähnlich sah. (Auch später kam das noch vor, so oft Schritte oder Stimmen in der Nähe laut wurden. Ich sah und fühlte nichts, als ihren Körper, den ich mit der Kraft eines Verzweifelnden

umarmte. O Ernestine! sie war ja mein Gut, das mir entrissen werden sollte.) Dabei klagte sie oft, dass sie sich unter anderen Mädchen nicht mehr sehen lassen könne, und was sie für mich gewagt. Jetzt beginnt meine Erinnerung wieder sehr schwach zu werden. Wir sprachen sehr wenig. Um jene Zeit, sagte sie auch, ich weiss nicht mehr in welchem Zusammenhange, sie habe auch keine Hoffnung. Ich erinnere mich noch, dass mir dieses einen schrecklichen Stoss gab, dass ich fast lachte. Wahnsinnige Kälte lag auf mir! Damals sagte ich, ich werde nicht mehr fortgehen. Sie fragte, was ich vorhabe. Ich legte die Pistole auf den Tisch. „Nein! nein! rief sie, Du darfst nicht, ich würde sterben! ach! wenn ich nur gleich sterben könnte!“ Sie hatte beide Arme um mich geschlungen. Ich war keines Gedankens fähig, und doch sagte ich (glaub' ich): „das wirst Du auch, Du gehst mit mir!“ Dass ich das sagte, weiss ich, und dass sie öfter sagte: „komm'! geh mit mir!“ oder „ich will mit Dir gehen!“ worauf ich erwiderte: „ja ich gehe!“ oder „Du gehst!“ das weiss ich auch. Es waren das fast meine einzigen Reden. [Das waren zu ernste Augenblicke, um etwas Schlechtes zu begehren. Denn ein gemeiner Mensch war ich nie, und meine Gedanken waren anders.] Wohl eine Stunde lang kniete ich vor ihr. Mein Haupt lag in ihrem Schooss. Und dann sprach ich wieder, wie schön sie sei etc. Dann fielen noch folgende Reden von ihr: „Muss ich denn sterben? o Du bist kalt, Du sprichst wirr!“ oder „Du bist so wild!“ besonders das Letzte wiederholte sie oft. Dann wieder: „Thue mit mir, was Du willst, lebe nur Du“; dann lag sie wieder lang wie bewusstlos oder im Schläfe an meiner Brust. Ach! dass es so dunkel war! wenn ich sie hätte sehen können, wäre es sicher nicht geschehen! Sie wehrte sich nicht; denn die Pistole lag jetzt auf dem Tisch, und sie mochte es wohl auch nicht recht glauben. Kurz vorher seufzte sie stille: „Mutter, ach! Mutter!“ Ich hörte es und zuckte zusammen; sie fühlte wohl, dass das Eindruck gemacht. Sie sagte nun: „komm'! wir gehen zur Mutter, zu Deiner Mutter, zu Deiner Mutter, zu Deiner lieben Schwester!“ ach! wie oft sagte sie das! Ich war wie todt. Ich folgte ihr, als sie mich aufhob; sie sagte: „da hast Du den Schlüssel, Du sperrst die Thüre zu!“ ich nahm ihn, steckte ihn in die Tasche. Es war kein Schwanken, kein Wille, kein Gedanke in mir. Beim Hinausgehen muss ich die Pistole vom Tisch genommen haben. Sie bemerkte es vielleicht nicht. Auch draussen sah ich sie nicht. Sie schien sehr matt von den Gedanken, Sie setzte

sich auf die Schwelle am Hüttchen, und auch ich setzte mich. Mir war todt elend, dann erhoben wir uns. „Komm, da hast Du den letzten Kuss!“ sagte sie, dieses Wort riss alle Wunden wieder auf; ich presste sie in wahnsinniger Hast an mich, viele Gedanken schlugen sich in meinem Gehirn, Alles wirbelte, ich glaubte, sie werde mich verachten, nicht mehr lieben, sie wolle mich verlassen. Ich weiss nicht mehr was Alles. Sie sah mich starr an, und wieder sprach sie: „Du bist wild!“ Sie machte eine Bewegung zum Gehen, mein Arm zuckte auf, der Schuss fiel, sie sank, und wenn ich mein Erinnern recht quäle, glaube ich, sie wimmerte, — man erlasse mir das! Ich kann nicht! Der Schuss brachte mich noch immer nicht zur Vernunft, nur das Gefühl, das Bewusstsein einer ungeheueren Schuld hatte ich. Ich hatte noch die Pistole, ich roch das Pulver, und noch starrte ich hinaus, wie vor dem Schusse. Plötzlich dachte ich, dass ich mich ja erschiessen wolle. Ich blickte abwärts. Ich sah ihre Gestalt. „Nein! nicht in ihrer Nähe! Mörder!“ rief's in mir, „weit weg! an den Fluss! da fällst Du in's Wasser!“ Ich weiss nicht was noch. So rannte ich davon, sinnlos, nur „Mörder!“ rief's, „Mörder!“ Ich kam in das Wäldchen. Das Rauschen der Bäume brachte mich zu mir, ich lief weit umher. Ich fand keinen Weg. Ich hatte die Pistole in der Hand, ich glaubte mich aus meinem Traume erwacht, ich roch an dem Laufe, an meinen Kleidern. Ich suchte mir eine Vorstellung zu machen, es ging nicht. Nur das fühlte ich, Sie war todt, Alles war todt. Jetzt mochte ich weinen, ich konnte noch nicht. Die Reue fiel mich an, aber so gewaltig, dass sie mich niederwarf auf dem Wege. Jetzt dachte ich, was nun geschehen solle. Meine bessere Natur überwand, und ich ging, mich anzuzeigen. Die Mordwaffe warf ich in den Fluss. Noch war Alles toll, ich hörte nichts, als den Schuss und noch, als ich nach einem Schlafe der Ermattung im Kerker erwachte, konnte ich's kaum glauben. Ich habe sie todt gesehen. Nun ist Alles aus für mich: man mache mit mir, wass man will. Ich werde Alles dulden. Nichts ist zu schlecht, nichts zu grausam für mich. Es wird ja nicht so lange hergehen.

Ich betrachte noch immer bewundernd die Ruinen meines Geistes, dessen Veste so herrlich aufgebaut schien. Mein Geist geht in Wahnsinn unter; Sie ist todt, Alles ist todt. Ich kann ihr nichts bieten als Thränen und Leiden, die man mich erdulden lässt, mein Leben nicht; denn es war vorher schon verfallen.

Wenn ich nun bedenke, welches Motiv ich hatte, so

weiss ich keines. Sie hatte mir nichts gethan, sie war so rein, so gut, und liebte mich so sehr. Aber der Gedanke an den Anderen, die Eifersucht vor einem Künftigen, der nach meinem Tode käme, die Eifersucht, ewig sie mit einem Anderen wandeln zu sehen, und der Wahn, der dem grössten Schwärmer Ehre gemacht hätte, dass es schön für mich sei, sie ewig allein zu sehen, mein gequälter, ich muss sagen, verrückter Geist, diese wahnsinnige Liebe, der Schmerz der Trennung der im letzten Momente in einen wahren Seelenschmerz überging und mir alle Besinnung raubte (die Reflexion hatte ich schon früher verloren), — sie machen mir die That erklärlich, aber nicht weniger strafbar. Ich will auch keine Rechtfertigung, sondern ich schrieb das nur, damit man die Entwicklung suchen könne. Glaucht man mir nicht, so freut es mich, weil das ein Leid ist, das ich um Sie verdiente.

Man wird fragen, wie ich doch jetzt so ziemlich bei Verstand sei, ob es möglich sei, dass eine solche Verdüsterung der Vernunft vorkommen könne, wie ich sie beschrieb? Ich verdenke das Niemand, der Zweifel ist dem vernünftigen Menschen zu natürlich. Aber man frage Alle, die mich kennen, ob sie mich dessen fähig gehalten hätten? Wenn ich nicht selbst an mir es erlebt, ich glaubte es nicht. Ich kann nicht anders sagen, als Wahnsinn war's. Nur um Eines bitte ich, man möge mich strengstens beurtheilen, mich zur Ewigkeit senden, bevor ich gänzlich in die Arme der Nacht sinke. Ich möchte mit denkendem Geiste aus der Welt gehen, ich möchte an Sie, an unser Wiedersehen denken können, und nicht in Verzweiflung hier herumirren, unverstanden, ungekannt, verachtet. Dass es mit mir nicht zum Besten gehen kann, fühle ich an meinem glühenden, schweren Gehirne. Welche Anstrengung es mich kostete, das Vorliegende zu schreiben, kann ich nicht sagen. Ich bin jetzt auch ganz ermattet und „todt! todt! todt!“ sind alle meine Gedanken; Sie ist nicht mehr hier, und ich will, ich muss zu Ihr, aber nicht durch meine eigenen ruchlosen Hände, sondern durch die des strafenden Gerichtes.

A. B.

A. B. ist eher kleiner, als mittlerer Statur, von nicht unangenehmer Gesichtsbildung. Er sieht sehr blühend und jugendlich aus, und sein Körper zeigt durch seine Fülle eine gute Ernährung.

In den ersten Tagen seiner Haft war er derartig von

der vorausgegangenen That erschüttert, dass man nichts mit ihm reden konnte; er weinte und lachte in einem und demselben Augenblicke auf so umheimliche Weise, dass zu befürchten war, er werde seinen Verstand verlieren. Nachdem er ruhiger geworden und man mit ihm über das Geschehene reden konnte, konnte er sich selbst niemals Rechenschaft geben, wie er zu diesem Schritte gelangt sei. Er ist durchaus im Unklaren mit sich über Existenz oder Nichtexistenz eines Gottes, und sein Geist ist angefüllt von theistischen, pantheistischen und atheistischen Ideen, bezüglich deren es nicht viel Mühe kostet, sich die Ueberzeugung zu verschaffen, dass bei ihm von einer geistigen Verarbeitung dieser Ideen gar keine Rede sein kann. Er produziert auch im Gespräche jene phantastische Weltanschauung und jenes Ideal von Liebe, wie sich das in allen seinen Schriften, von denen Proben mitgetheilt worden, bis zum Ueberdrusse vorfindet. Eine Schattenseite seines Geistes tritt namentlich hervor, und das ist seine Selbstüberschätzung und sein Egoismus. Er lässt dem mit ihm Sprechenden sehr wohl seine allerdings hohe geistige Begabung durchfühlen, so dass ich ihm einmal geradezu gesagt habe, dass ausser ihm noch Leute existiren, die seinem Wissen die Wage halten können. Alles dreht sich bei ihm um seine Person; er ist Egoist in vollendetem Grade, und bei einer guten Kost, die seine Mittel ihm zu verschaffen erlaubten, stellte sich bald während der Haft seine Seelenruhe wieder her. Er verräth keine Spur sittlicher Reue über seine schwere That, sang vielmehr, spielte Klavier, malte, dichtete, zeichnete in der Frohnfesthaft, ass und trank und liess, wie man zu sagen pflegt, unseren Herrgott einen guten Mann sein, gerade als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Macht man ihn auf die Schwere seiner That aufmerksam, so umschwebt ein stetes Lächeln seinen Mund, von dem man nicht weiss, soll es höhnisch sein, oder die Leere seiner Seele an sittlicher Reue maskiren. Seine Reue ist keine sittliche, sondern eine bloss materielle; er bereut die That, weil sie ihn in Unglück gebracht hat; das Unglück, das er einer anderen Person und zweien Familien bereitet hat, läuft in seiner Reue nur neben-

her. Je länger ferner A. B. in der Frohnfesthaft sass, um so mehr leuchtete sein Bestreben hervor, sich möglichst wohlfeilen Kaufes aus der unangenehmen Geschichte zu ziehen, und er wurde daher auch in dem Maasse zurückhaltender, als sich der Zeitpunkt der schwurgerichtlichen Verhandlung näherte.

Das Alles zusammengenommen machte mir den A. B. zu einer höchst unangenehmen, widrigen Erscheinung, in der ich nur feige weibische Elemente sah, Elemente, zwar stark genug, um einen muthwilligen Bubenstreich auszuführen, aber dann zurückzuschrecken, weil ihm die männliche Kraft, der Muth und die Charakterfestigkeit gebricht, die Konsequenzen einer so frevelhaften That zu tragen. Ich weiss nicht leicht Jemand, dessen persönlicher Umgang mir so zuwider gewesen oder geworden wäre, als der mit A. B., und ich hatte bei der psychologischen Würdigung seiner Person und seiner That alle Mühe, an mich zu halten, um den A. B. und seine That nicht zu hart aufzufassen und zu beurtheilen.

Gutachten*).

Ich habe die Ehre mein Gutachten abzugeben.

Es ist ein anerkannter Grundsatz der gerichtlichen Psychologie, dass man berechtigt ist, in dem Maasse mehr an der Zurechnungsfähigkeit eines Menschen zu zweifeln, als ein Kontrast zwischen der That und der ganzen bisherigen Denkungsweise, so wie dem ganzen bisherigen Thun und Treiben des Thäters besteht. Nicht bloss am Anfange vorliegender Untersuchung, wo man nichts weiter wusste, als dass ein bislang gut beleumundeter, gebildeter junger Mann

*) Obiges Gutachten ist das in öffentlicher schwurgerichtlichen Verhandlung abgegebene, das ich nach seinem Wortlaute, wie es abgegeben wurde, habe stenographiren lassen; die objektive Seite der That kam, als sich von selbst verstehend, bei der Schwurgerichtsverhandlung gar nicht zur Sprache. Ein höherinstanzliches Gutachten, das in dieser Sache eingeholt und abgegeben wurde, mitzuthellen halte ich mich nicht für befugt.

aus übertriebener Liebe und fährteloser Eifersucht den heissgeliebten Gegenstand erschossen habe, war man berechtigt, diese That als die That eines Wahnsinnigen anzusehen. Dieser Schluss rechtfertigte sich scheinbar immer mehr, als sich herausstellte, von welch' hoher geistigen Begabung, von welcher Sittenreinheit dieser junge Mann sei. Es ist nun die Untersuchung zum Schlusse gereift, die öffentliche Verhandlung ist vor uns vorübergegangen, und liegt mir zur Abgabe des Schlussgutachtens die Verpflichtung ob, mich über Zu- oder Unzurechnungsfähigkeit des Angeschuldigten auszusprechen. Ich kann dieses nicht thun, ohne mir aus dem riesigen Materiale, das mir direkt und indirekt zur Ermittlung des Seelenzustandes des A. B. zur Zeit der That vorliegt, zuerst eine Basis gebildet zu haben. Diese Basis kann keine andere sein, als ein möglichst getreues Bild von der Seele und dem Seelenleben des A. B. zu zeichnen und dann zu entwickeln, wie, wodurch und warum A. B. in seiner Seele zu einer mit den Erwartungen, die man bisher von ihm hegen durfte, in so schneidendem Widerspruche stehenden That gelangen konnte. Oder mit anderen Worten, man kann zu einem richtigen Schlusse über A. B.'s Zurechnungsfähigkeit oder Unzurechnungsfähigkeit zur Zeit der That nur dadurch gelangen, dass man genetisch über seine Seele reflektirt, d. h. reflektirt, wie Eines aus dem Anderen nach psycho-physiologischen und psycho-nosologischen Gesetzen nothwendig folgte und nothwendig folgen musste. Denn das steht fest, dass überall, wo eine That nicht Ausfluss momentanen Entschlusses, hervorgerufen durch eigenthümliche Gruppierung von Aussenverhältnissen, sondern vielmehr Ausfluss reiflicher Ueberlegung ist, diese That nimmermehr aus dem Seelenleben dieses Menschen herausgerissen und isolirt beurtheilt werden darf. Eine solche isolirte Beurtheilung wäre der falscheste Standpunkt, den man wählen könnte, und müsste nothwendig zu einer falschen Beurtheilung führen. Eine solche That muss vielmehr, weil ein Glied in der Entwicklung der Seele, auch innerhalb der ganzen seitherigen und zur Zeit der That momentanen Seelenverfas-

sung aufgefasst und von diesem Standpunkte aus gewürdigt werden. Dieses ist der Grund, warum ich mich nicht bloss für berechtigt, sondern für genöthigt erachte, der Beantwortung der Zurechnungsfähigkeitsfrage ein möglichst getreues Bild der Seele des A. B. überhaupt und zur Zeit der That insbesondere vorzuschicken und in diesem Bilde zu zeigen, wie allmählig A. B.'s Seele zu dieser auffallenden That kam, ja gewissermassen kommen musste.

A. A. B. bis zum Jahre 1856.

A. B. ist der Sohn rechtschaffener, christlicher Eltern.

1) Von dritten Personen wird uns A. B. geschildert, dass er als Schulknabe und Lateinschüler sehr gute Fähigkeiten und geistige Anlagen erkennen liess. Mit diesen glücklichen Geistesgaben verband er in der Volks- und Lateinschule einen vorzüglichen Fleiss und machte die besten Fortschritte. Sein sittliches Betragen war stets ausgezeichnet, untadelhaft. Er lebte im Hause seiner Eltern zurückgezogen und besuchte nicht häufig die Gesellschaften seiner Altersgenossen und Mitschüler. Sein ganzer Eifer konzentrierte sich auf seine Studien, auf Musik und Zeichnen. Sein Benehmen im Umgange mit Anderen war freundlich, höflich, bescheiden. Auch in späteren Jahren als Gymnasist und Lyzeist rühmt man von ihm ein ausgezeichnet gutes Betragen und nahm er stets einen Platz unter den Ersten ein. Als Lyzeist und Universitätsstudent erhielt er sich durch ein ehrenhaftes Benehmen und fleissigen Besuch der Kollegien den Ruf eines wakeren jungen Mannes. Seine Lieblingsbeschäftigung in seinen Erholungsstunden bildeten die Künste: er war ein vortrefflicher Klavierspieler und Sänger; er versuchte sich nicht bloss, sondern brachte es zu hoher Fertigkeit im Zeichnen und versuchte sich im Malen. Es wird uns weiter A. B. geschildert als ein junger Mann, der im trauten Freundeskreise munter, heiter und fröhlich war. Er wird uns aber auch geschildert als ein junger Mann, der nicht viele, sondern im Gegentheile nur wenige gleichgesinnte Freunde suchte und wollte, an diesen aber mit unerschütterlicher Freundschaft hing, und das Wort Falsch-

heit nicht kannte. Es wird uns von ihm berichtet, dass er mehr als gewöhnliche, fast schwärmerische Liebe zur Einsamkeit gehabt habe, in deren Folge er nur auf Andringen seiner Eltern zum Besuche von Gesellschaften vermocht werden konnte. Es wird uns von ihm weiter berichtet, dass er in seiner Einsamkeit in überspannter, exzentrischer Weise sich der Poesie und Musik hingeeben und dadurch seinen besorgten Eltern manche Kummerniss bereitet habe. Es wird uns endlich berichtet, dass er die von seiner Religion vorgeschriebenen Förmlichkeiten regelmässig erfüllt und von frommer Begeisterung getragen die Orgel beim Gottesdienste in der Kirche seiner Heimath gespielt habe.

Mit einem Worte: es wird uns A. B. als ein braver, sittlicher, junger Mann geschildert, dessen hervorragende Geistesgaben zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigten. Blicken wir nun

2) auf die zu Gerichtshanden gekommenen literarischen und artistischen Produkte, so rechtfertigen diese das Urtheil und die Hoffnungen, die Andere über ihn hegten. Sein Album zeugt nicht bloss von hoher künstlerischer Vollendung eines Kunstdilettanten, nicht bloss von geistiger Konzeption nach Dilettantenmaassstabe, sondern selbst nach artistischem Maassstabe. Ein ächt künstlerischer Hauch durchweht dasselbe und die Verbannung jeglicher Obscönität, jeglicher Frivolität, ja selbst jeglicher Zweideutigkeiten in diesem Album gibt Zeugniss von der Sittenreinheit seines Schöpfers. Dasselbe gilt von den Gedichten. A. B. hat die Sprache so in seiner Gewalt, dass er sich sichtlich über das Alltagswerk der gewöhnlichen Dichterlinge, über die Poëlasterei, erhebt. Seine Sprache ist lebendig, frisch, blumenreich, edel. Wie alle Dichterseelen schwebt er aber immer in höheren Sphären als andere gewöhnliche Menschen, denen die Natur eine poetische Ader versagt hat. Das Phantastische und Ueberschwengliche seines Geistes, die Hinnegung desselben zu Schwärmereien, die geistige Befriedigung, die er fühlt, wenn er sich Schwärmereien, Phantasieen und Träumereien hingeben kann — leuchtet unverkennbar aus jeder seiner Darstellungen in gebundener und ungebun-

dener Rede hervor. Nirgends findet sich aber in seinen literarischen Leistungen eine Spur niedriger, gemeiner Denkungsweise; überall tritt uns zwar der Phantast, der Schwärmer, der Träumer, aber auch der Jüngling von wahrem ächtem Seelenadel entgegen.

Von sich selbst sagt

3) A. B., dass schon zur Zeit, als er noch Lateinschüler gewesen, sein lebhafter Verstand und reger Wissensdrang ihn der Poesie und der Lektüre Schiller's in die Arme geworfen, was ihm manche Schläge von seinem Vater eingetragen habe. Auch die Liebe zur Kunst und Natur sei damals schon in ihm erwacht. Dem mannbar werdenden Jüngling traf das Unglück, dass er zur Onanie — gleichgiltig, ob von Anderen, oder aus sich selbst — verleitet wurde. Es mag hier genügen, diese Thatsache einstweilen als Unglück zu konstatiren; es wird sich späterhin Gelegenheit finden, dieses Unglück zu verwerthen. Wir erfahren von A. B., dass, nachdem das Licht der Klarheit in seine Seele gedrungen, er dieses Laster zwar unterlassen, es aber solche Schwächung bereits herbeigeführt habe, dass er fast allnächtlich mehrere Jahre hindurch spontane Samenergüsse gehabt habe; wie er dagegen geistig sich abgekämpft; wie viele Nächte er in Thränen gebadet sein schlafloses Haupt in das Kopfkissen verborgen, wie er selbst auf Steinen geschlafen habe. Dem geschämigen, aber mannbar werdenden Jünglinge muss es zu gut gehalten werden, dass er sich keinem wohlmeinenden Manne anvertraute; Heilmittel stofflicher und nichtstofflicher Art würden gegen dieses körperliche Leiden sicher Genesung verschafft haben. Wir erfahren zugleich von A. B., welchen nachtheiligen Einfluss dieser vergebliche und aufreibende Kampf gegen körperliche Vorgänge auf seinen Geist geübt habe, wie er sich und seine Existenz verflucht, wie er Gott und die Menschen zu hassen angefangen; wie ihn Verzweiflung an sich selbst erfasst habe.

Ein Unglück für A. B. war es, dass dieser in seinem Inneren entstehende Zwiespalt gerade in eine Zeit fallen musste, wo ein mit Intelligenz begabter junger Mann so gerne zu philosophiren anfängt, aber falsch philo-

sophirt, weil noch in einer Altersstufe, wo das Gefühl — die Phantasie — so gerne den Verstand überflügelnd diesen in's Schlepptau nimmt. Auch A. B. philosophirte, aber er philosophirte ebenfalls falsch. Denn statt die Welt objektiv zu nehmen, wie sie ist, schaute er sie von der Vogelperspektive herab an, wo sie sich ihm anders zeigte, als sie war, und nur von diesem Standpunkte aus philosophirte A. B., wobei er freilich dahin kommen musste, sich eine Welt nach seiner Idee zu konstruiren, welche von der realiter existirenden materiellen Welt in Wahrheit so weit abstand, wie die zwei Endpunkte eines Halbkreises. Freilich mühte sich von diesem Standpunkte aus A. B. ab, das Gute in sich selbst begründet zu suchen, d. h. er haschte nach der Idee des absolut-Guten, wobei es ihm nach pantheistischer und atheistischer Weltanschauung freilich anekeln musste, das Gute als in der Religion begründet anzusehen. Erklärlich wird uns aber, warum ihn die Poesie so mächtig in ihre Arme zog, weil auch ihre Jünger stets die Idee des absolut Guten besingen. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn A. B. durch diese Geistesrichtung von der gewöhnlichen Welt, welche nicht poetisch, sondern praktisch denkt, welche nicht nach einem ausserhalb des religiösen Gebietes gelegenen Phantom eines Ideal-absolut-Guten hascht, sondern ein in der Religion wurzelndes Praktisch-gutes kennt und will, nicht verstanden, ja selbst missverstanden wurde. Die Folge dieses Missverständnisses war eine Kluft zwischen dem phantastischen, schwärmerischen A. B. und der praktisch-nüchternen Welt. Kein Wunder, wenn uns A. B. klagt, er habe nicht jene Liebe — wir müssen sie vor der Hand Freundschaft nennen — finden können, die sich seine Phantasie als Ideal schuf, weil Keiner der nüchternen Freunde sich fand, der sich mit A. B. zu dessen idealer Liebe emporschwingen konnte! Kein Wunder, wenn A. B. nur durch dringendes Zureden seiner Eltern sich bestimmen liess, in und mit der von ihm gefassten, ihn, weil er sie nicht verstand und abstiess, ebenfalls nicht verstehenden und abstossenden Welt zu verkehren, vielmehr in der Einsamkeit sich am behaglichsten fühlte,

denn diese gewährte ihm das, was die Welt, weil sie anders fühlte und dachte, ihm nicht gewähren konnte, ja sogar an ihm verlachte: die Möglichkeit, seinen Träumereien nachzuhängen! Jetzt wird uns A. B.'s Zuneigung zur Musik und Malerei erklärlich: ist doch Musik die Poesie der Töne, Malerei die Poesie der Farben, wie die im engeren Sinne sogenannte Dichtkunst die Poesie der Worte ist. Dieses der Grund, warum mit solch' leidenschaftlicher Liebe A. B. die drei Musen: Dichtkunst, Malerei, Musik umfing; denn sie gewährten ihm die Befriedigung, welche die ihn missverstehende Aussenwelt ihm nicht gewähren konnte.

Die Folgen dieser unglücklichen Geistesrichtung waren klar: wir sehen in dem Universitätsstudenten A. B. jene frohe heitere Gemüthsstimmung, welche den Lateinschüler und zum Theile noch den Gymnasisten A. B. kennzeichnete, nicht mehr; wir sehen ihn spärlich von Freunden umgeben, spärlich im Freundeskreise weilen. Er ist zurückgezogen in sich, weil mit der ihn missverstehenden Aussenwelt in Zwiespalt, deshalb selbst misstrauisch gegen die Welt. Seine religiösen Anschauungen sind, wie bei unendlich vielen jungen Leuten seiner Begabung, noch nicht konsolidirt und haben sich noch nicht geläutert; denn theistische, pantheistische und atheistische Begriffe und Anschauungsweisen schwirren in seinem Geiste wirr durcheinander, und hart neben dem atheistischen Zweifel über die Existenz eines Gottes und eines Jenseits, hart neben dem pantheistischen Zweifel über die Existenz eines persönlichen Gottes figurirt im schneidendsten Kontraste von der Welt, in einem wehethuenden Kontraste, wie sich derselbe Geist mit Gewalt an einen Gott und ein Jenseits anklammert, um den unter seinen Füßen wankenden Boden nicht zu verlieren. Ohne moralischen Haltpunkt in der Religion sehen wir den Universitätsstudenten A. B. in sich zerrissen, im Konflikte mit der Aussenwelt, deren Thun und Treiben er im Bewusstsein besser, gediegener zu sein, verachtet — ein Bewusstsein, das zum Theile allerdings ein begründetes war, weil A. B. in der That vor Anderen eine vorzügliche geistige Begabung voraus hatte, zum grossen

Theile aber auch auf Selbstüberschätzung beruhte, zu welcher der junge Mann durch die Lobeserhebungen aller Derer, die ihn kannten, gedrängt wurde. Wahrlich, A. B. hat Recht, wenn er sagt, das sei ein Abgrund gewesen, an dem er gewandelt! Die meisten jungen Leute von solch' hervorragender Begabung wandeln an einem solchen Abgrunde, und ein Glück für sie, wenn die Zeit dieses Wandels am Abgrunde vorüber ist. Nicht Wenige stürzen, der Eine so, der Andere so, in den Abgrund. Auch A. B. gehörte zu Denen, welchen es beschieden war, zu straucheln; eigenthümliche Verkettung von Verhältnissen sollte für ihn der Stein des Anstosses und Sturzes werden, die für gewöhnlich geeigenschaftet ist, Andere vor dem Sturze zu bewahren.

B. Das Jahr 1856 und seine Folgen.

Im Jahre 1856 war es, dass der seelisch so wie eben gezeichnet qualifizierte Student ein Mädchen sah, Ernestine, jung und schön. Es genügte so geringe Zeit, als ein junger Mann bedarf, einige Mal vor den Fenstern seiner neuen Schönen vorüberzugehen, um alle philosophischen Träumereien über ein Ideal der Liebe, alles träumerische Sehnen nach Habhaftwerdung dieses Ideals über den Haufen zu werfen und die reine Nüchternheit über die Philosophie eines jugendlichen Schwärmers triumphiren zu machen: der körperliche Liebreiz des jugendlichen sechszehnjährigen Mädchens allein war es, der A. B. im ersten Augenblicke anzuziehen vermochte und wirklich unbewusst anzog, und unbewusster stofflicher Unterlage körperlicher Reize konnte sich auch späterhin A. B.'s Liebe nicht entäussern. Betrachten wir uns die beiden Liebenden, die in diesem Akte auf der Bühne sind, etwas genauer, und zwar zuerst jedes einzeln und dann das gegenseitige Verhältniss Beider zu einander!

Zwanzig Jahre alt, bislang sittlich, niemals mit einem Mädchen in nähere geistige, geschweige körperliche Berührung getreten, schwärmerisch, die Brust voll Sehnsucht nach einem Wesen, das, weil die Freunde ihn nicht liebend

zu erkennen vermochten, sein nach (idealer) Liebe begieriges Herz befriedigen könnte — wer möchte es dem A. B. verargen, wenn ihn der Liebreiz eines schönen sechszehnjährigen Mädchens beim ersten Anblicke bezauberte? Sie sehen und sie lieben, war Eins. Natürlich, nicht verbildet, sich stets so gebend wie sie dachte und fühlte, ohne alle Verstellung, aber auch ohne alle Rücksicht auf die augenblicklich umgebenden Verhältnisse, d. h. naiv, schalkhaft, lebhaft, fröhlich, kindlich, unschuldig, befriedigte das sechszehnjährige Kind anfänglich A. B. vollständig. Er hielt nicht mehr dafür, dass das, was er reine, innige, ächte Liebe früher nannte, eine Fiktion, eine Ausgeburt der Dichterseelen sei, in Wirklichkeit aber nicht existire; seine falsche Philosophie war gewichen und er war im Besitze dessen, wornach sein früheres Sehnen gerichtet war; in seiner Brust war für den Augenblick die wahre, ächte, innige Liebe eingezogen. Jede wahre, ächte, innige Liebe ist rein, daher war auch A. B.'s wahre, ächte innige Liebe rein, d. h. nicht auf unerlaubte Befriedigung geschlechtlicher Lust gerichtet. Sie sehen zu dürfen, nach stundenlangem Warten nur mit Einem Blicke sehen zu dürfen, befriedigte ihn. Wenn aber A. B. seine Liebe uneigennützig nennt, so befindet er sich damit nur insoweit nicht auf dem Wege der Selbsttäuschung, als sein Eigennutz ferne von jeder momentanen Sehnsucht nach Befriedigung geschlechtlicher Lust war. Wahre, ächte, innige Liebe ist von Eigennutz unzertrennlich, und A. B. hätte daher nicht so leicht, als er meint, wegen Uneigennützigkeit den allenfallsigen Verlust des Gegenstandes seiner wahren Liebe verschmerzt, sondern vielmehr deswegen, weil im ersten Augenblicke der Gegenstand seiner Liebe noch zu neu, zu unbekannt für sein Herz war, um demselben nicht noch mit Leichtigkeit entrissen werden zu können. Beruhte doch schon der Wunsch, sie zu sehen, auf Eigennutz und war doch schon der Gang vor ihren Fenstern vorüber nichts als das Mittel zur Befriedigung einer eigennützigen Absicht, und das Gefühl des Glückes, nachdem sie seinen Augen erscheinen, nichts als der Ausfluss solcher Befriedigung! War doch der

Wunsch, sie als Gattin einst zu besitzen, nichts als der reinste Eigennutz!

Und wie verhielt sich Ernestine gegenüber den Huldigungen des jungen Mannes? Sie nahm dieselben nicht ohne Reaktion hin, d. h. sie schaute ihm in die Augen, wobei er vielleicht sich tiefer anschauen liess, als sie einschaute; ging den Weg, den er ging, möglicherweise unbewusst und unwillkürlich, möglicherweise auch, weil er diesen Weg ging und sie wusste oder hoffte, ihn zu sehen; lauschte den Tönen des am Abende vor ihren Fenstern Singenden; noch mehr: sie schaute nach diesem Sänger durch das von ihr geöffnete Fenster. Mit allem Dem war noch kein Geständniss einer Gegenliebe von ihrer Seite gegeben, sondern allerhöchstens das Geständniss der Nichtabneigung; jeder kälter reflektirende Liebhaber würde des Mädchens Haltung so gedeutet haben. Nicht so A. B.: dass sie, um seinen Tönen zu lauschen, ihr Fenster leise öffnete und den Kopf herausbog, aber, A. B. erblickend, gleich wieder zurückzog — diese einem sechszehnjährigen Mädchen verzeihliche Handlungsweise deutete A. B. als das Symptom der Gegenliebe: gleichgiltig, ob seine lebhafte Phantasie ihn ein Symptom mädchenhafter Neugierde als das einer Herzensneigung deuten liess, oder ob die von ihm Geliebte mit dieser Handlungsweise ihm wirklich ihre Neigung zu erkennen geben wollte — genug: jene Schranke, welche A. B.'s aufkeimende Neigung bisher noch innerhalb des Breitegrades ruhiger, leidenschaftsloser — wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf — gesunder, physiologischer Liebe gehalten hatte, nämlich die Schranke des Nichtwissens, wie das Mädchen seine Huldigung und Liebe aufnehmen werde — diese Schranke war gefallen. In demselben Augenblicke, wo diese Schranke fiel, versetzte sich A. B.'s gesunde, — man verzeihe den Ausdruck physiologische — Liebe auf das Gebiet des Krankhaften und wurde eine krankhafte, eine pathologische Liebe. Denn mit dem Fallen dieser Schranke und in dem Augenblicke, als seine Liebe diese Schranke hinter sich hatte, setzte sie sich auf die Flügel der Leidenschaft und wollte nicht bloss im Sturmschritte das

Herz des Mädchens erobern, das bisher noch nicht einmal gesagt hatte, es wolle Bewerbungen um seine Hand annehmen, d. h. das Herz, das bis dahin nicht affirmativ Gegenliebe zugesagt, nur negativ die Möglichkeit einer Gegenliebe nicht abgewiesen hatte; sondern diese im Sturmschritte vorrückende Liebe A. B.'s dachte sich auch des Mädchens Gegenliebe, so wie er sich sein Ideal von Liebe konstruirte. Dass A. B.'s Liebe leidenschaftlich sich auf den Gegenstand, den sie erfassen wollte, warf, daran trägt sein Charakter allein die Schuld; daran, dass A. B.'s Liebe nicht jene Qualität von Gegenliebe fand, die er sich idealisirte, daran trug die Verschiedenheit der beiderseitigen Charaktere die Schuld.

Ich sagte eben, A. B. habe sich leidenschaftlich auf den Gegenstand seiner Liebe geworfen. Was ist Leidenschaft?*) Antwort: das maasslose und beharrliche Vorherrschen Einer Neigung über alle anderen Neigungen, Herrschte denn auch bei A. B. die Neigung zu seiner Geliebten maasslos und beharrlich über alle anderen Neigungen? Antwort: Ja! Maasslos ist eine Neigung, welche gar kein Ziel und Ende findet, welcher bis zum letzten Ueberreste die Zuneigung zu Jenen geopfert wird, welche von Natur uns zunächst stehen: zu Eltern und Geschwistern; maasslos ist sie, wenn ihr auf gleiche Weise die Freundschaft geopfert wird, maasslos, wenn diese Neigung der Gott wird, zu dem man betet. Alle diese Eigenschaften hatte A. B.'s Liebe. Auch beharrlich war diese Liebe; denn längst schon, nachdem er bereits wusste, dass des Mädchens Neigung keine besondere sei, hielt er an der Liebe zu ihr fest, und wollte er ihre Liebe erzwingen. A. B.'s Liebe war mehr noch als leidenschaftlich: sie war wahnsinnig. Wahnsinn nenne ich, wenn er Tag und Nacht an nichts mehr als an seine Liebe denkt, umherirrt, und wieder an sie denkt, nicht allenfalls einen oder den andern poetischen Erguss gegen seine Geliebte loslässt, sondern in wahrer Dichtwuth jedes Papierschnitzelchen und

*) Ideler, gerichtliche Psychologie.

jeden Papierfetzen mit Gedichten überschwemmt und in allen denkbaren Nüancirungen und Modulationen nicht bloss jeden Liebreiz ihres Körpers, sondern jede Stellung, jede Arm-, jede Fussbewegung besingt und anschwärmt; partiellen Wahnsinn nenne ich, wenn der Gegenstand seiner Liebe das Centrum all' seines Denkens und Thuns, Handelns und Unterlassens wird, ausserhalb welchen Centrums es gar Nichts mehr innerhalb und ausserhalb der Erde für ihn gibt. Ausfluss partiellen Wahnsinnes nenne ich, wenn A. B. nirgends mehr Rast und Ruhe findet, verzweifelnd die Nächte auf dem schlaflosen Lager zubringt und die Tage rastlos hin und her irrt, stundenlang sich hinstellt, um nur das Fenster zu sehen, wo sie herausschauet, stundenlang wartet, um nur den süssen melodischen Klang ihrer Stimme zu hören, einen Klang, der eben ein Klang war, wie überhaupt die Stimme eines sechszehnjährigen Mädchens klingt. Wahnsinn ist es, wenn man stundenlang vor sich hinbrütend und hinstierend einmal in das Gelächter ausbricht: „sie liebt mich!“, dann verzweifelnd ausruft: „sie liebt mich nicht!“ und schliesslich wieder hellauf schreit: „und sie liebt mich doch!“ Wahnsinn ist: „Liebesqualen, Kummer, Elend, Tod, Teufel, Ewigkeit, spanischen Nebel und römisch-katholischen Unsinn“ nebeneinander zu stellen, ja nur die Nebeneinanderstellung solcher heterogenster Dinge von der Welt nur zu komponiren. Wahrlich! wäre das Sprüchwort: „Verliebte sind Narren!“ nicht schon so alt, man sollte meinen, A. B. habe Modell dazugestanden! Aber wohl verstanden: nicht den ganzen A. B. d. h. seine ganze Seele, nur A. B.'s Liebe nenne ich eine wahnsinnige. Ich kann mich nicht bemitleiden kann ich A. B. darüber, dass er, dessen geistige Begabung bedeutend genug war, um einsehen zu können, dass eine leidenschaftliche, ja wahnsinnige Liebe eine krankhafte Liebe sei; und um wissen zu können, dass nach göttlicher Anordnung der Dinge alle Krankheit der Anfang des Unterganges, des Todes, wie in der organischen Natur, so auch in der Liebe ist — aber zu einem Tadel gegen A. B. kann ich mich deshalb nicht emporschwingen. Tadel trifft nur die mit Bewusstsein

begabte Selbstverschuldung; A. B.'s Liebe schlug aber nicht mit Bewusstsein den Weg der Leidenschaftlichkeit ein; sie konnte sich nur bei reiflicherer objektiver Reflexion sagen, sie befinde sich auf diesem Wege, und muss dem sich niedergebeugt fühlenden, finster und trübe denkenden, sich verhasst, gläubenden und seinerseits wieder die Welt hassenden, wahre Liebe zu den Fiktionen idealisirender Dichterseelen zählenden, aber dennoch liebesdurstigen jungen Manne zu Gute gehalten werden, wenn bei solcher Welt- und Menschenanschauung seine Liebe sich in die Bahn des Leidenschaftlichen drängen liess.

Welcher Art war die Gegenliebe, die A. B. von seinem Mädchen verlangte und wie war die Gegenliebe, die ihm geboten wurde? A. B.'s Liebe war leidenschaftlich, wahn-sinnig; sein Phantom von Liebe, das er sich bildete, war, dass wahre Liebe, d. h. eine Liebe, wie er, A. B., die Liebe ansah, alle Verwandtschafts- und Freundschaftsrücksichten abstreifen und nur in dem Gegenstande der Liebe leben, das Objekt ihrer Existenz als ihren Gott ansehen müsse. Das war eine idealisirte Liebe und solch eine idealisirte Liebe verlangte A. B. von seinem Mädchen: „eine Liebe, die nicht ablässt, und wenn das Weltall zerstiëbt.“ Des Mädchens Liebe war zufällig nicht phantastisch, nicht schwärmerisch, schwebte nicht in idealisirenden Regionen, sondern war nüchtern, materiell, praktisch. Das Mädchen hatte den A. B. gern, und würde ihn zweifelsohne geheirathet haben, wenn die Aussenverhältnisse günstig gewesen wären. Dies war aber leider nicht der Fall; er war noch Student und durfte nach menschlicher Vorausberechnung erst in einem Jahrzehnte daran denken, einem Mädchen eine Versorgung zu bieten; sie war vermögenslos, ihre Eltern drängten sie, sich zu versorgen, so lange bei einem Mädchen Jugend und Schönheit in die Waagschale fallen: sie konnte und mochte nicht ein Jahrzehnt warten. Nebenbei mochte vielleicht auch A. B.'s leidenschaftliches Drängen, seine ganze leidenschaftliche Hast und Unruhe, sein überspanntes, ex-zentrisches Wesen keinen guten Eindruck auf Ernestine ge-

macht haben. Mit Einem Worte: ihre Liebe war lau; sie wollte keinen Liebhaber, sondern einen Mann. Betrachten wir nun diese beiden Qualitäten von Liebe, die Eines dem Anderen bot: er eine feurige, innige, — sie eine laue Liebe bietend — eine Liebe, warm genug, um sein Feuer zu erhalten, und nicht kalt genug, um es zu dämpfen; er eine idealisirte Liebe gewährend und wieder zurückverlangend als idealisirende Bildnerin zu seiner Liebe, die nur als idealisirte Liebe aus einer solchen Seele entspringen konnte, sie eine nüchterne, das Praktische, d. h. den Mann, die Versorgung im Auge habende Liebe gewährend. Diese beiden Seelen, jede mit so entgegengesetzt qualifizirter Liebe, die verlangt und geboten wurde, waren nicht dazu bestimmt: „zwei Herzen, ein Schlag“ zu sein, das waren „zwei Herzen“ mit „zwei Schlägen“, deren jeder als Dissonanz im anderen Herzen widertönte. Dieses Liebesverhältniss musste ein unglückliches werden und wurde es auch, aber in gegenseitig anderer Weise. Sie quälte weder sich noch ihn um Liebe; sie quälte nur ihn unabsichtlich durch nicht genugsames Quantum und nicht befriedigendes Quale von Liebe, weil sie eines grösseren Quantums und eines anderen Quale von Liebe nicht fähig war. Er dagegen quälte sich, weil er trotz besserer Einsicht, die ihm das Mädchen auf dem Präsentirteller bot, sich den Glauben aufzwingen wollte, das Mädchen hänge mit voller Seele an ihm, und nur Aussenverhältnisse träten zwischen ihn und sie. Er quälte aber auch das Mädchen mit seiner Liebe um Gegenliebe, dass sie am Ende ihn ob seiner Exzentrizität und seiner vorhabenden Entschlüsse zwar fürchtete, aber nicht mehr liebte. Zeuge dieser Quälerei sind die Briefe an Ernestine, die psychologisch ganz unerklärlich und unentschuldbar wären, wenn nicht die Dissonanz der Herzen sie erklären würde; — Furcht, nicht Spiel und Koketterie war es, wenn sie das Verhältniss nicht brach, vielmehr ihn ihrer fortgesetzten Zuneigung versicherte, und Furcht war es, die im Sommer 1858 jene Zusammenkünfte ihr diktirte, die früher die Liebe gewährt hatte. Diese Furcht ist der

schützende Engel, der der Verlebten zur Seite steht und mit seinem schirmenden Schilde sie gegen jede Insinuation deckt, als habe sie ein frevelhaftes Spiel mit A. B. getrieben. Inmitten dieses Liebesverhältnisses aber und als Zeuge auch der Sittenreinheit des A. B. breitet über Beide gemeinschaftlich seine Schwingen aus der Schutzengel der Unschuld*).

Ich wende mich zu einem anderen Gegenstande, nämlich zur Betrachtung der

C. That und ihres Motives.

Dem A. B. kam es zum Bewusstsein, dass Aussenverhältnisse sich seiner künftigen ehelichen Verbindung mit der Ernestine entgegenstellen: er der Student, der noch 10 Jahre warten durfte, bis er einem Mädchen Hand und Herz bieten konnte, sie das vermögenslose Mädchen, von ihren Eltern gedrängt, die Paar Jahre nicht vorübergehen zu lassen, wo Jugend und Schönheit bei der Versorgung der Mädchen in die Wagschale fallen. Nicht aber war dem A. B. zum Bewusstsein gekommen die Verschiedenheit der beiderseitigen Charaktere, und nicht war ihm ferner zum Bewusstsein gekommen, dass die von ihm so wahnsinnig geliebte Ernestine nicht nur nicht mit inniger Liebe an ihm hing, sondern im Sommer 1858 sogar im tiefsten Herzen den Wunsch hegte, dieses ihr lästig werdenden Verhältnisses los zu werden.

Es siegte momentan bei A. B. der kalt reflektirende Verstand über die Leidenschaft und er beschloss das Verhältniss zu brechen. Das war ein vernünftiger Entschluss. Dieser Sieg war aber auch nur ein momentaner; alsbald

*) Dieser ganze Schluss war absichtlich bei der schwurgerichtlichen Verhandlung von mir für die Oeffentlichkeit berechnet; denn, wie es in solchen Fällen geht, die ein so grosses Aufsehen erregten, wie dieser, wusste Jedes mehr, als die Akten, und wusste Jedes dieses Mehr sicher. Ueber dieses Liebesverhältniss zirkulirten daher auch die zum Theile ehrenrührigsten, zum Theile romanhaftesten Versionen, denen entgegenzutreten die öffentliche schwurgerichtliche Verhandlung die geeignetste Gelegenheit bot.

herrschte die Leidenschaft wieder über den Verstand; denn A. B. wähnte den Stachel der Liebe so tief in sein Herz gesenkt, dass er nur mit Vernichtung der irdischen Existenz seiner Person herausgerissen werden könne. Das war leidenschaftlich gedacht; denn A. B. wäre nicht der Erste und nicht der Letzte, der den Stachel der Liebe eben so tief im Herzen gehabt hätte, wie Andere, die unbeschadet der Fortdauer ihrer persönlichen Existenz diesen Stachel herausgerissen haben und herausreissen werden. Doch war diese leidenschaftliche extravagante Reflexion verzeihlich; denn liegt es an und für sich schon in der Qualifikation der jugendlichen Seele, dass in ihr die Gemüths- die Verstandeskraft beherrscht und zu unüberlegten Handlungen drängt, absonderlich in einem Punkte, wie die Liebe, wo bei jedem Menschen mehr oder weniger das Herz, d. h. das Gemüth und Gefühl seine Rechte gegenüber dem Verstande behauptet, so war dies noch mehr in der Seele des A. B. der Fall, welche von Natur aus durch und durch eine Gemüthsseele *) ist. Genug, der Gedanke, Liebe und irdi-

*) Ich sage: „eine Gemüthsseele,“ nicht eine „gemüthliche Seele“; denn zwischen Beiden ist ein grosser Unterschied. Gemüthsseele heisst eine Seele, in welcher die Gemüthskraft überwiegend vorherrscht, wie in einer Verstandesseele die Verstandeskraft vorherrscht. Das Gemüthlichsein der Seele dagegen bezeichnet die Art, wie sich eine Seele (= Mensch) nach aussen im Verkehre mit anderen Seelen (= Menschen) gibt. Eine Verstandesseele kann eben so gut wie eine Gemüthsseele zugleich eine gemüthliche Seele sein, wie umgekehrt eine Verstandesseele und auch eine Gemüthsseele eine ganz ungemüthliche Seele sein kann. Gerade A. B.'s Seele liefert so recht augenfällig den Unterschied zwischen Gemüthsseele und gemüthlicher Seele. A. B. hat eine Gemüthsseele wie nicht viele Menschen, aber dennoch ist seine Seele ganz ungemüthlich, d. h. eine Seele, bei der es Einem nicht warm, nicht heimisch werden will, bei der man die Dysharmonie mit der selbstbesitzenden eigenen Seele fühlt. Auch Ernestinen's Seele fühlte sicher diesen Missklang, den ihre und des A. B. Seele angeschlagen gaben.

sche Existenz sei bei ihm unzertrennlich und Eines müsse mit dem Anderen aufhören, war ein leidenschaftlicher; aber er war einmal gegeben und weil er leidenschaftlich war, darum war auch A. B. hoffnungslos und verzweifelte. Die Religion allein und was davon unzertrennlich ist, die Ueberzeugung, dass es einen Gott und ein Jenseits gebe, hätte A. B. vor einem Fehlschusse bewahren können; denn angenommen, A. B.'s irdische Persönlichkeit wäre mit und in Folge der Lösung dieses Liebesverhältnisses zu Grunde gegangen, so durfte er aus seinem voraussichtlich sicheren Tode noch immer nicht das Recht eigenwilliger gewaltsamer Vernichtung seiner Persönlichkeit folgern. Leider stand ihm eine ausreichende religiöse Grundlage nicht zur Seite. Wir mögen beklagen, dass dieser entscheidende Augenblick in eine Altersperiode fiel, wo bei begabten jungen Leuten in der Regel sich religiöse Anschauungsweisen noch nicht konsolidirt haben; ja wir mögen A. B. bemitleiden, dass in diesem reich begabten Geiste Theismus, Pantheismus und Atheismus so verworren und unklar durcheinander gewürfelt waren — Alles das stösst den logischen Fehlschluss nicht um, dass er Hand an sein Leben legen dürfe, weil er und seine Liebe identisch seien. Sicher ist nur, dass, nachdem A. B. nicht das Sittengesetz und die Religion zu Rathe zog, sein auf falscher Prämisse beruhender und dem Selbstmordgedanken ihn in die Arme werfender Schluss logisch richtig war. Oder mit anderen Worten: Reflektirte A. B. in dem Vordersatze „sein Leben und Lieben sei identisch“ richtig und zog er beim Untersatze Moral und Religion, wie er es hätte thun sollen, nicht zu Rathe, so war der Selbstmord ein logisch richtiger Schluss. Ich will damit nicht im Entferntesten seinen vorhabenden Entschluss zum Selbstmorde psychologisch rechtfertigen, sondern höchstens vor dem Forum der Moral denselben in einem minder herben Lichte erscheinen lassen. Auch vor dem Forum der Moral war nämlich der Selbstmordentschluss unzweifelhaft Verrätherei *) am göttlichen

*) Ideler, Gerichtliche Psychologie.

Gesetze, welche das dem Christenthume entliessende Prinzip schonungsvoller Beurtheilung des Nebenmenschen zwar als leidenschaftlichen Ausbruch einer auf die ärgste Folter gespannten, von dem ethischen Gesetze des gewöhnlichen Alltagslebens mit seinen bequemen, geregelten Verhältnissen abweichenden sittlichen Natur ansehen, aber nicht entschuldigen kann. Und für die psychologische Entschuldigung dieses Entschlusses liegt ohnedies gar kein ausreichender Grund vor; denn das einzige entscheidende Merkmal für den wahnwitzigen Charakter des Selbstmordes: Widerspruch des Selbst- und Weltbewusstseins mit allen Grundsätzen der Vernunft und Erfahrung unter der Herrschaft wirklicher Wahnvorstellungen — dieses einzig entscheidende Merkmal auf psychologischem Gebiete dafür, dass der Entschluss zum Selbstmorde im Zustande des Wahnwitzes gefasst worden, liegt hier nicht vor.

Es ist hier der Ort, eines Hebels zu gedenken, der, wie A. B. selbst äussert, auf Fassung seines Entschlusses zum Selbstmorde Einfluss äusserte, nämlich der häufigen Samenergüsse, welche in Folge früher geübter Onanie zurückgeblieben waren. Insoferne er selbst diesem Umstande einen Einfluss einräumt, muss freilich zugestanden werden, dass dieser Umstand auch wirklich Einfluss äusserte. Objektiv aber und abgesehen von A. B.'s eigener Ansicht kann auf diesen Umstand keinesweges ein erhebliches Gewicht gelegt werden. Wenn A. B. das plötzliche Zusammenschrecken seines Körpers, das Gefühl des Spinnen- und Fliegenlaufens, die Abmagerung an Armen und Beinen, das Zittern an Händen und Füßen, das Faltigwerden der Haut, das Spitzigwerden von Kinn und Nase, die Abnahme der Körperfülle, das Nachlassen der Spannkraft des Geistes, das Zusammenzucken der Augenlider auf Rechnung seiner krankhaft häufigen Pollutionen setzt, so können diese Symptome mit viel grösserem Rechte auf Rechnung seines in sich selbst sich verzehrenden Geistes gesetzt werden.

Beachtenswerth scheint mir die Wahl des Mittels, das A. B. zur Durchführung des vorhabenden Entschlusses anwenden wollte. Gleich als scheute er sich, direkt Hand

an sein Leben zu legen, wollte er einen mehr indirekten Weg einschlagen: in kaltes Wasser wollte er seine Füße stecken, um sich eine todbringende Erkältung zuzuziehen. Schlummerte in seiner tiefsten Seele also doch der Gedanke an einen Gott und ein Jenseits, der ihn zurückbeben machte vor direkter Handanlegung? Oder war es Feigheit? Ich möchte gerne das Erstere annehmen, weil A. B. offenbar allen und jeglichen Glauben an Gott und eine ewige Vergeltung noch nicht abgestreift hat.

Es ist ungewiss, in welchem Stadium des vorhabenden Entschlusses zum Selbstmorde der Gedanke vor seine Seele trat, mit der Geliebten in's Jenseits zu gehen; und gewiss ist nur so viel, dass dieser Gedanke bereits 2—3 Wochen vor der That in seiner Seele war. Nehmen wir das Motiv vor, warum Ernestine mit A. B. zugleich aus der Welt gehen sollte! Es lässt sich in wenige Worte zusammenfassen: der Gedanke, sie auf der Erde zurückzulassen — denn er wollte ja auf dem Wege des Selbstmordes die Erde verlassen — und nicht möglicherweise, sondern gewiss als Gattin in den Armen eines Anderen zu wissen — dieser Gedanke war für A. B.'s Selbstüberschätzung seiner geistigen Vorzüge unfassbar. Hierin liegt die Quintessenz der ganzen That und der Schlüssel zur ganzen That. Geistiger Hochmuth und Selbstüberschätzung der ihm von Gott verliehenen Gaben war der innerste Beweggrund, warum A. B. das Mädchen nicht in den Armen eines geistig minder Begabten wissen konnte; wahnsinnige Liebe war der Grund, warum er sie nicht in den Armen eines Anderen — gleichgültig welcher Begabung immer dieser Mann sein möchte — wissen konnte. Halten wir zuerst fest, dass diese Eifersucht A. B.'s bis zur Stunde der That noch keine Gestalt angenommen hatte, d. h. dass kein Objekt, kein Mann vorhanden gewesen war, der ihm Veranlassung zu einer solchen Eifersucht gegeben hätte, so sehen wir in diesem Punkte keinesweges einen Don-Quixote, der gegen eine Mühle kämpft, wo keine da ist. Das Objekt der Eifersucht A. B.'s lag freilich in der Zukunft und war noch namentlich,

aber dass nach seinem — A. B.'s — Tode Ernestine sicher einen Anderen heirathen werde, heisse er Peter oder Paul, das war nach menschlicher Lage der Dinge ganz gewiss und dieses konnte sich A. B. an den Fingern abzählen. Seine Eifersucht hatte sonach allerdings Gestalt, sie hatte nur noch keinen Namen. Diese Eifersucht war sonach nach menschlicher Vorausberechnung und so weit Menschen in die Zukunft schauen können, begründet und deshalb nach dieser Richtung hin nicht wahnsinnig.

Fassen wir einen weiteren Punkt in's Auge: Auch den Gedanken, in jenseitiger Welt sie an der Seite eines Anderen wandeln zu sehen — auch diesen Gedanken kann A. B. nicht fassen. Eher kann noch er den Gedanken fassen, sich, wenn durch Selbstmord aus der Welt gegangen und wenn auch deshalb am Orte ewiger Verdammniss, dagegen sie an einem anderen Orte allein, nur nicht an der Seite eines Anderen, zu wissen — diesen Gedanken kann A. B. eher noch fassen; denn er sieht sie dann am Orte ewiger Seligkeit, aber allein, und das ist ihm ein Trost. Mag sein, dass dieses für A. B. ein Trost sein mochte; jedenfalls war es der Trost eines Wahnsinnigen, denn Wahnsinn ist der Trost ewiger eigener Verdammniss, wenn der Gegenstand, um dessen willen man sich die ewige Verdammniss zuzieht, für ewig, wenn auch ewig glücklich, doch ewig an einem anderen Orte, d. h. für jenen verloren ist. Vor dem Worte „ewig“ schwindet jede Illusion und die Ewigkeit in die Schanze zu schlagen, ist Wahnsinn oder Leichtsin. Letzteres kann von A. B. nicht behauptet werden; denn Leichtsin und ein so tief fühlendes Gemüth schliessen einander gegenseitig aus. Es erübrigt sonach nichts, als die Annahme von Wahnsinn.

Gehen wir über zum Verhalten A. B.'s nach der That. Man kann darin — ich gestehe es offen! — dass A. B. den vorhabenden Entschluss des Selbstmordes nach Tödtung der Geliebten nicht ausführte, vielmehr sich zur Selbstanzeige brachte, Feigheit erblicken. Man kann

aber auch, wenn man will, der Sache eine andere Seite abzuwinnen. Man kann nämlich dem A. B. in dem damaligen Augenblicke die Klarheit juristischer Reflexion nicht imputiren, dass er sich sagte: „mit so und so vielen Jahren Festung komme ich davon.“ Man muss vielmehr annehmen, dass A. B. im Augenblicke nach der That sich wohl bewusst war, welche Strafe auf Mord stehe, und dass er nicht darüber reflektirte, welche Konnexionen, Mittel und Wege ihm zu Gebote stünden, um im Falle der Verurtheilung bis zur gnadenspendenden Quelle des Monarchen zu kommen. War aber A. B. sich alles Dessen bewusst, so war der Selbstmord ein ungleich leichter Schritt, als der Tod auf dem Schaffot, eventuell jahrelange Freiheitsstrafe auf einer Festung, für ihn, den Gefühlsmenschen, dem Gottes freie Natur und die Anlehnung an ein zweites gleichfühlendes Wesen zur anderen Natur geworden war. Von diesem Standpunkte aus betrachtet ist die Selbstanzeige nicht Feigheit, sondern eher noch ein heroischer Entschluss, hervorgerufen durch das niemals in A. B. unterdrückte, sondern nur durch falsche philosophische Reflexionen auf falscher Fährte befindliche Gefühl von der wirklichen und wahrhaftigen Existenz eines Gottes und eines Jenseits, welches ihm als guter Genius in diesem fürchterlichen Augenblicke seines Lebes, wo er den Gegenstand seiner wahnsinnigen und leidenschaftlichen Liebe von seiner Hand gemordet zu seinen Füßen liegen sah, zur Seite stand und ihm gebieterisch zuherrschte: „Nicht an der Seite dieser Unschuld sollst Du in's Jenseits übertreten: der irdischen Gerechtigkeit hast Du Genüge zu leisten und diese ist der Weg, den Du durchwandeln musst, um den Mord zu sühnen!“

Ich komme zum Kernpunkte meines Gutachtens: zur

D. Zurechnungsfähigkeit in Bezug auf die That.

Als die That eines wahnsinnig Liebenden, nicht als die eines Wahnsinnigen fasse ich sie auf, d. h. ich fasse sie auf als die That eines Menschen, dessen psycho-

logisches Auffassungs- und Urtheilsvermögen in allen Richtungen und Verhältnissen völlig ungetrübt war, nur in der Einen Richtung und dem Einen Verhältnisse seiner Liebe nicht. In diesem Einen Verhältnisse und in dieser Einen Richtung hinderte die zum Wahnsinne gesteigerte Leidenschaft der Liebe eine objektiv richtige Auffassung und Beurtheilung der Lage der Dinge. Kann A. B. für diese eben bezeichnete objektiv falsche Perzeption aller jener Verhältnisse, die auf seine Liebe Bezug hatten, und die auf falsche Perzeption sich gründende falsche Beurtheilung aller auf seine Liebe Bezug habenden Verhältnisse psychologisch haftbar, d. h. verantwortlich gemacht werden? Antwort: Ja!

Keine ächte Leidenschaft kann ohne wesentliche Verfälschung der Rechtsbegriffe gedacht werden*), über welche Rechtsbegriffe sich der Sklave der Leidenschaft durchaus täuschen muss, wenn er nicht allen seinen Unternehmungen die innere Konsequenz und den stärksten Nachdruck rauben will. Es liegt in dem Begriffe der vollendeten Ehr-, Herrsch- und Habsucht, allen Anderen jeden Anspruch auf Achtung, Selbstständigkeit des Willens, oder auf Eigenthum streitig zu machen, soweit dieses nur immer innerhalb der Schranken des Gesetzes möglich ist, weil diese Leidenschaften, um Alles an sich zu reißen, für Andere Nichts übrig lassen. Kein Despot lässt irgend eine Selbstständigkeit des Charakters neben sich bestehen, weil sie seinem absoluten Willen ein Hinderniss entgegenstellt; und kein Wucherer ruht, als bis er die Taschen Anderer, so weit es ohne Diebstahl geschehen kann, geleert hat. Dieses grundsätzliche Verläugnen fremder Rechte als nothwendige Voraussetzung leidenschaftlicher Gesinnung muss daher auch das mit dem Vernunftgebrauche identische Rechtsbewusstsein immer mehr verdunkeln, verwirren, abschwächen, bis es zuletzt gar keinen positiven Widerstand mehr gegen das aus dem Interesse der

*) Ideler, Gerichtliche Psychologie.

Leidenschaft fließende strafbare Motive leisten kann. Dann scheint das Motiv mit einer gewissen psychologischen Nothwendigkeit zu wirken, und hier scheint Gewissen und Rechtsbewusstsein gänzlich unterdrückt und somit ein unzurechnungsfähiger Zustand eingetreten zu sein. Aber auch der ergraute Bösewicht, wenn er ausserdem nur eine naturgemässe Organisation der Seele besitzt, muss irgend eine Zeit gehabt haben, wo in ihm Gewissen und Rechtsbewusstsein rege genug waren, um von ihm nur mit Mühe zum Schweigen gebracht werden zu können, und wenn er geflissentlich diesen inneren Richter zum Verstummen zwang, wodurch sein späteres Verbrechen in einem gewissen Sinne zur psychologischen Nothwendigkeit wurde, so liegt eben des Verbrechens Schuld in diesem willkürlich herbeigeführten Kausalitätsverhältnisse.

Dieses ist der psychologische Ausgangspunkt, von dem aus in jedem und so auch im konkreten Verbrechensfalle, wo Leidenschaft zum Verbrechen drängt, die Zurechnung des Thäters abgewogen werden muss — ein Ausgangspunkt, den die Strafrechtspflege dem Principe nach und ohne sich selbst aufzugeben, nicht aufgeben kann und darf, denn wenn der Franz und Kaspar zu seiner Entschuldigung geltend machen darf, dass er dem verbrecherischen Antriebe nicht habe widerstehen können, so ist Jeder ohne Ausnahme zu derselben Berechtigung befugt, weil Keinem das Maass seiner Selbstbestimmung vordemonstrirt werden kann — ein Ausgangspunkt, den auch die gerichtliche Anthropologie resp. Psychologie nicht aufgeben kann und darf, wenn sie nicht mit Preisgebung ihres Berufes als einer Beihelferin zum Rechte und einer Dienerin des Rechtes sich selbst aufgeben will. Wenden wir diesen Maassstab der Beurtheilung an A. B. an!

Eifersucht gegen eine noch nicht existirende Persönlichkeit, nebenbei auch geistiger Hochmuth, geistige Selbstüberschätzung war das Motiv. Es liegt in dem Begriffe vollendeter Eifersucht, keinen Nebenbuhler neben sich zu dulden, und Jedem, — der sich zum Nebenbuhler aufwerfen will, das Recht der Nebenbuhlerschaft strei-

tig zu machen. Die ideale Eifersucht wurzelt in der Furcht
 möglichen Verlustes und sie gibt sich selbst auf, wenn
 sie sich von dieser Furcht emanzipirt. Die Furcht vor
 Verlust ist die nothwendige Voraussetzung jener Leiden-
 schaft, die Eifersucht heisst, und die grundsätzliche Ver-
 läugnung, dass noch irgend Jemand in der Welt, gleich-
 gültig, ob er schon geboren sei oder erst geboren werden
 müsse, ein Anrecht auf die Geliebte habe, hat auch A. B.'s
 mit seinem Vernunftgebrauche identisches ursprüngliches
 Rechtsbewusstsein, dass noch ausser ihm ein Mann exi-
 stiren werde, der ein unzweifelhaftes Anrecht auf die Erne-
 stine haben wird, immer mehr und mehr verdunkelt, ver-
 wirrt, abgeschwächt, bis dieses sein ursprünglich existiren-
 des Rechtsbewusstsein zuletzt gar keinen positiven Wider-
 stand mehr gegen das aus dem Interesse der Leidenschaft
 fliessende strafbare Motiv leisten konnte. Wenn daher A. B.
 auf alle Vorhalte, die ihm gemacht worden, vollständig
 in Unklarheit darüber ist, wie er zu dem Entschlusse ge-
 kommen, und wenn er immer und immer wieder be-
 hauptet, er sei unausweichlich zur That gedrängt worden,
 er habe die Schwere der Sünde, die Schwere des Verbre-
 chens gar nicht bedacht, so ist das keine Maske; es ist
 vollständige Wahrheit. Sein Rechtsbewusstsein und
 sein moralisches Bewusstsein: du darfst die Ernestine
 nicht tödten, d. h. seine diesem Bewusstsein entspringende
 Willenskraft des Nicht-tödten-wollens konnte keinen Wi-
 derstand gegen das aus dem Interesse der Leidenschaft
 fliessende egoistische Motiv mehr leisten, und da ein Objekt
 für seine Eifersucht, auf das sich dieselbe hätte richten
 können, nicht existirte, so blieb gar kein anderer Ausweg
 als die Vernichtung jener Person, um derentwillen seine
 Eifersucht in Phantomen entbrannte; denn mit Vernichtung
 dieser Person war selbstverständlich die Möglichkeit des
 künftigen Auftretens von Persönlichkeiten, auf und gegen
 welche sich seine Eifersucht hätte richten können, aufgehoben.
 So war es allerdings eiserne Nothwendigkeit, dass
 der einmal wahnsinnig liebende und wahnsinnig
 eifersüchtige A. B. die Ernestine erschossen musste;

er konnte gar nicht mehr anders. Aber eben so gewiss ist, dass A. B. nicht bloss früher, sondern bis in die aller kürzeste Frist vor der That, möglicherweise bis wenige Augenblicke vor derselben — denn wer vermag die Seele eines Menschen zu ergründen? — eine Zeit hatte, wo in ihm Gewissen und Rechtsbewusstsein: „Du darfst die Ernestine nicht erschiessen!“ nur mit Mühe von ihm unterdrückt und zum Schweigen gebracht werden konnten. Zeuge dessen ist A. B.'s 2—3 Wochen langer Kampf gegen den in ihm aufsteigenden verbrecherischen Gedanken. Und wenn A. B. geflissentlich diesen seinen 3 Wochen lang mahnenden inneren Richter zum Verstummen zwang, wodurch freilich jetzt sein Verbrechen im gewissen Sinne zur psychologischen Nothwendigkeit wurde, so liegt eben seine Schuld in diesem willkürlich herbeigeführten Kausalitätsverhältnisse und auch er darf nicht zu seiner Entschuldigung geltend machen, dass er dem verbrecherischen Willen nicht habe Widerstand leisten können.

Ich wäre aus den bisherigen Deduktionen bereits zu schliessen berechtigt, dass von einer Unzurechnungsfähigkeit bei A. B. gar keine Rede sein könne. Ich begnüge mich nicht damit: ich bringe auch einen objektiven Beweis, dass selbst innerhalb des Kreises der Verstandessphäre, welche wahnsinnig d. h. objektiv falsch reflektirte — welche falsche Reflexion jedoch nicht selbst verschuldet war, — die Verstandeskraft noch theilweise normal fungirte. In dem Augenblicke, als in A. B. der Gedanke an den Mord der E. G. auftauchte, stand er offenbar an einem Scheidewege. Der eine Weg führte vom Verbrechen ab, der andere zum Verbrechen. Dass der Mord Verbrechen sei, wusste A. B.; es ist seine Schuld, wenn er trotz besserer Einsicht dennoch diesen Weg wählte. Nachdem er aber einmal den Weg zum Morde eingeschlagen hatte, bezeugen alle Mittel, die er zur Ausführung seines Vorhabens, die E. G. und sich zu tödten, in Wirksamkeit setzte, vollständige Integrität des Geistes. Er wählt den Tod durch die Kugel; diese entspricht der Ehrenhaftigkeit

seiner Denkungsweise; ein weniger gebildeter, weniger zart fühlender Mann, der sich mit seiner Geliebten umbringen wollte, hätte vielleicht den Wassertod gewählt. Nicht im Besitze einer Pistole, kauft er sich eine, und zwar, weil Doppelmord beabsichtigend, und gleichsam als misstrauend er seinem vorhabenden Entschlusse des Doppelmordes im Falle des Besizes einer einläufigen Pistole, möglicherweise aber auch unbewusst, kauft er sich eine Doppelpistole. Er probirt im Beisein des Büchsenmachers die Schlösser der Pistole. Nicht kundig der Handhabung von Schiesswaffen will er sich nicht dem Zufalle ungeschickter Handhabung des Schussmateriales aussetzen und verlangt von dem Büchsenmacher, bei dem er die Pistole kaufte, Pulver und Blei. Er kommt nach zwei Tagen, Beides zu holen, und da Letzteres noch nicht in Kugeln geformt war, nach 24 Stunden zum wiederholten Male. Nicht geübt in der Handhabung der Pistole, probirt er, sie ungeladen auf sich abzdrukken. Es gelingt nach mehreren Versuchen und er spricht zu sich selbst: „es ist gut.“ Er ladet die Pistole, nimmt sie an dem verhängnisvollen Abende mit sich, und erschießt zwar die Ernestine, nicht aber sich. Wo ist in dieser Reihenfolge von Begebenheiten, in der Wahl derjenigen Mittel, die zur Erreichung der vorhabenden Absicht des Doppelmordes dienen sollen, etwas Ungereimtes, etwas Unzweckmässiges, und entspricht nicht vielmehr die genaue, auf die Untrüglichkeit des Mittels gewendete Sorgfalt vollständig der vor Augen habenden Absicht? Ich bin keinesweges gewillt, in diesen Umständen einen Beweis dafür zu finden, dass nicht die leiseste Trübung auf der Seele A. B.'s damals gelegen habe, wohl aber dafür, dass selbst innerhalb jenes Seelenrayons, für den ich Wahnsinn vindizire, noch nicht jegliche Spur richtiger, gesunder, normaler Reflexion gewichen war.

Nach allen diesen Deduktionen ist daher keinesweges die Frage so zu stellen: war A. B. unzurechnungsfähig? Die Unzurechnungsfähigkeit muss von vorneherein negirt werden. Die Frage lautet vielmehr: soll der

zurechnungsfähige A. B. psychologisch ganz oder nur theilweise dem Gesetze gegenüber für seine That verantwortlich gemacht werden?

Es ist bekanntlich eine Streitfrage der Schule, eine Streitfrage der Wissenschaft, ob es nur eine volle und gar keine Zurechnungsfähigkeit gebe, oder ob zwischen beiden ein Territorium der Zurechnungsfähigkeitsbeschränkung inmitten liege? Für die bayerische Strafrechtspflege hatte diese Streitfrage der Schule und der Wissenschaft niemals eine praktische Bedeutung mehr, seitdem die bayerische Strafgesetzgebung in dem Art. 3 des Gesetzes vom 24. August 1848, die Abänderung einiger Bestimmungen des 1. Theiles des Strafgesetzbuches vom Jahre 1843*) betr., ein Gebiet der Zurechnungsfähigkeitsbeschränkung einmal kennt; und wenn es unbestrittene Wahrheit ist, dass sich die gerichtsärztliche Wissenschaft nicht um die Gesetzgebung, sondern vielmehr diese um jene zu kümmern habe, so kann diese Wahrheit doch nur gegenüber der Gesetzgebung *de lege ferenda*, niemals aber gegenüber der *de lege lata* geltend gemacht werden. Gleichgiltig daher die wissenschaftliche Kontroverse, ob es ein Gebiet der Zurechnungsfähigkeitsbeschränkung gebe oder nicht, gleichgiltig, ob meine persönliche Wissenschaft dieses Gebiet anerkenne oder nicht: ich, der baye-

*) Gesetz vom 29. August 1848, die Abänderung einiger Bestimmungen des 1. Theiles des Strafgesetzbuches vom Jahre 1813 betreffend, Art. 3:

Wenn das Bewusstsein der Strafbarkeit der Handlung zur Zeit der begangenen That in dem Thäter zwar nicht völlig aufgehoben, aber doch durch grosse Geistesbeschräntheit, durch Altersschwäche, durch Gemüthskrankheit, durch unverschuldete Trunkenheit oder durch eine andere derartige Verwirrung der Sinne oder des Verstandes in so hohem Grade getrübt war, dass bei der Entscheidung der Thatfrage die Zurechnungsfähigkeit als gemindert erklärt wird, so sind die Gerichte ermächtigt, auf eine geringere Strafe als die gesetzliche zu erkennen.

rische Gerichtsarzt, die Wissenschaft des bayerischen Gerichtsarztes, muss die Existenz dieses Territoriums anerkennen, nachdem einmal die Landesgesetzgebung in dem Art. 3 des Gesetzes vom 29. August 1848 anerkennt, dass es eine beschränkte Zurechnungsfähigkeit gebe.

Wohlan! so nehmen wir A. B.'s psychologisches Schuldbuch und schlagen es auf. Auf die eine Seite schreiben wir, was den A. B. psychologisch belastet, auf die andere Seite, was ihn psychologisch entlastet. Finden wir bei Ziehung der Bilanz die Entlastungsseite leer, so erklären wir A. B. für voll zurechnungsfähig; finden wir auf der Entlastungsseite Faktoren in Rechnung, die psychologisch hingehören, so sprechen wir ihn für beschränkt zurechnungsfähig. *)

*) Nachstehende Auseinandersetzung enthält die Motive, warum ich den A. B. für beschränkt zurechnungsfähig hielt. Es bildeten sich darüber unter den Juristen und Aerzten, die der öffentlichen Verhandlung beigewohnt hatten, zwei Parteien: die eine Partei ging mit mir und behauptete die Zurechnungsfähigkeitsbeschränkung des A. B., die andere, der Zahl nach grössere und vorzüglich aus Juristen bestehende Partei tadelte mich bitter, Zurechnungsfähigkeitsminderungsgründe mit Strafmilderungsgründen verwechselt und dadurch in das Gebiet des Richters, eventuell in das Kronrecht der Gnade übergegriffen zu haben. Diese Partei nämlich hielt den A. B. für zurechnungsfähig und erachtete, dass Das, was ich als Zurechnungsfähigkeitsminderungsgründe in Rechnung gesetzt hatte, der Erwägung jenes Faktors im Staatshaushalte anheim zu stellen gewesen wäre, der de jure der gnadenspendende ist. Zu meiner Rechtfertigung Folgendes: Etwas Anderes sind Strafmilderungsgründe auf nicht-psychologischem Territorium und etwas Anderes sind Strafmilderungsgründe auf psychologischem Territorium. Auf nicht-psychologischem Territorium ist die Ausscheidung der Kompetenzen leicht; wenn der Hans Michel einen guten Leumund hat, wenn er reuig seine That bekannte, wenn er Alles, was in seinen Kräften stand, zur Abwendung der nachtheiligen Folgen seiner Uebelthat für Dritte gethan hat, so sind das Strafmilderungsgründe für den Richter, die den Arzt von Haus aus nichts angehen. Etwas ganz Anderes auf psychologischem Gebiete: hier wird Et-

1) Die menschliche Seele hat drei Grundkräfte: Verstandeskraft, Gemüthskraft, Willenskraft. Treten

was erst dann zu einem Strafmilderungsgrunde für den Richter, wenn ich als Arzt es nicht als Zurechnungsfähigkeitsminderungsgrund verwerthen will oder verwerthen kann. Alles ohne allen Unterschied geht zuerst durch meine Hand, und ich der Arzt prüfe es zuerst. In dem Prüfungsrechte liegt das Verwerthungsrecht, und was ich psychologisch verwerthen will und kann, das verwerthe ich, wie ich will, und wie ich kann. Kann oder will ich nichts verwerthen, dann erst geht Alles in des Richters Hand, der es in zweiter Linie verwerthen mag, wie er will. Ist der Richter der Ansicht, dass ich meine Sache schlecht gemacht, das gegebene Material schlecht oder falsch verwerthet habe, dass ich gar Uebergriffe in fremde Rechte gemacht habe — wohlan! so verwerthe er das Material anders; ich habe ja nichts als ein Gutachten abgegeben, das der Richter annehmen wird, wenn er von dessen Richtigkeit überzeugt, und nicht annehmen wird, wenn er davon nicht, oder wenn er vom Gegentheile überzeugt ist. Aber das Recht der Verwerthung des Materiales, wie ich als Arzt es für gut finde, lasse ich mir auf psychologischem Territorium nicht verkümmern, und ich habe es thatsächlich in vorliegendem Falle in vollstem Maasse geübt. Die Motive, warum ich den A. B. nicht für voll zurechnungsfähig erklären konnte, habe ich oben im Texte angegeben. Sie waren Ausfluss meiner Unmöglichkeit, mich bis zu dem Rigorismus emporzuschwingen, der zwar die Gehrechlichkeit und Unvollkommenheit der menschlichen Seele anerkennt, aber nicht in Rechnung bringt, der die Seele als Ideal, nicht aber im Konflikte mit der Welt auffasst, der von der menschlichen Seele göttliche Unfehlbarkeit verlangt. Indem ich den A. B. für beschränkt zurechnungsfähig begutachtete, glaube ich ihn menschlich beurtheilt zu haben, und auch den Forderungen des Gesetzes gerecht gewesen zu sein; denn wenn in diesem Falle nicht ein so hoher Grad von Trübung angenommen werden will oder kann, wie der Art. 3 des Gesetzes vom 29. August 1848 verlangt, so streiche man gleich diesen Artikel ganz aus dem Gesetzbuche; dann gibt es keinen Fall mehr, der auf ihn passt.

diese drei Grundseelenkräfte: Verstandeskraft, Gemüthskraft und Willenskraft genannt, in ein gegenseitig richtiges quantitatives und qualitatives, d. h. harmonisches Verhältniss, so entsteht daraus die Vernunft, welche daher das Produkt des harmonischen Verhaltens dieser 3 Grundseelenkräfte ist. Eine Seele, der die Eigenschaft der Vernunft zur Seite steht, heisst eine gesunde Seele, d. h. so weit gesund, als bei einer menschlichen Seele von Gesundheit die Rede sein kann; denn bei der Menschenseele kann der Begriff „Gesundheit der Seele“ nur in einem relativem, niemals in einem absoluten Sinne gefasst werden. Eine ideale absolute Gesundheit existirt in der menschlichen Seele nicht. Auch der seelisch gesundeste Mensch hat, der eine diese, der andere jene kleinen Abweichungen von der Norm, — diese, oder jene kleine Nüançirung, diese oder jene Eigenthümlichkeit. Das berechtigt uns noch nicht zur Behauptung, dieser Mensch habe eine kranke Seele. Diese Berechtigung tritt erst dann ein, wenn die Normabweichungen, Nüançirungen, Eigenthümlichkeiten so intensiv und extensiv werden, dass sie das Bild der Gesundheit der Seele grösstentheils verwischen, und an dessen Stelle das Zerrbild der Gesundheit, d. h. das Bild der Krankheit, stellen. Daraus folgt, dass, wenn überhaupt das Ideal einer gesunden Seele in Wirklichkeit nicht existirt — und dass es nicht existirt, ist ausser allem Zweifel — dass der Begriff „Gesundheit der Seele“ ein abstrakter Begriff ist, der nur so gedeutet werden kann, dass Gesundheit der Seele so lange als gegeben zu erachten ist, als das Bild einer gesunden Seele nicht zum Zerrbilde derselben d. h. zum Krankheitsbilde geworden, oder mit anderen Worten: der Begriff seelischer Gesundheit umfasst eine gewisse Breite, und alle Seelen, die noch innerhalb dieser Breite fallen, heissen und sind gesunde Seelen, unbeschadet der millionenfältigen und millionengestaltigen Nüançirungen, welche jede einzelne der Millionen Seelen zeigt, die in diesen Breitengrad fallen. Sehen wir, wie es mit A. B.'s Seele steht. A. B. hat von Gott eine gesunde Seele erhalten; Zeuge dessen ist die Ver-

nunftentwicklung, zu der sich A. B. emporgeschwungen. Eine die Fähigkeit, vernünftig zu handeln, besitzende Seele weiss, dass man den Nebenmenschen nicht tödten dürfe, und wir belasten daher den A. B. psychologisch mit dem Morde der E. G.; dass A. B. in der Leidenschaft, ja im Wahnsinne handelte, kann ihn vorerst nicht entschuldigen, denn eine gesunde Seele befindet sich in der Lage, eine aufkeimende Leidenschaft zu unterdrücken, und wenn sie dieses nicht thut, so ist eben Das ihr Verschulden, dass sie die Leidenschaft nicht im Keime erstickt hat. Wir belasten daher trotz Leidenschaft, trotz Wahnsinn die Seele des A. B. dennoch mit der Rechen- schaft, die er psychologisch für die Tödtung der Ernestine schuldet.

A. B.'s Seele war zweifellos gesund; aber dennoch hatte sie eine ganz kleine Eigenthümlichkeit von Haus aus vom Schöpfer mit bekommen, einen Keimfleck zu etwas Künftigem, ein Etwas, das freilich in frühester Kindheit schlief, so dass es für Niemand wahrnehmbar hervortrat, aber doch schon im Knabenalter embryonale Gestaltung annahm. Wir wissen nämlich, dass schon der Latein- schüler sich der Poesie in die Arme zu werfen anfing, und deshalb die Lektüre Schiller's aufsuchte. Es ist dieses der erste Versuch eines Flüggewerdens, vorbereitend jenen gewaltigen Flug, den späterhin seine Phantasie in so sublimer, wenn freilich irrlichternder Weise unter- nahm. Ich frage: Wer hat denn dem A. B. seine Seele gegeben? Wer hat ihm die Seele mit der Eigenthümlich- keit gegeben, dass die Gemüthskraft in so auffallender Weise die Verstandeskraft überbot? Wenn ferner schon in dem Knaben dieser Keim embryonale Gestaltung an- nahm — ist A. B. daran Schuld? Und wenn A. B. sich seine Seele und folglich auch deren Eigenthümlich- keiten nicht selbst gegeben hat, kann er psychologisch ohne allen Rückhalt und unbedingt und voll dafür haft- bar gemacht werden, wenn die Liebe jene wahnsinnige Leidenschaft hervorrief, die die Mutter des Mordes war? Antwort: Nein! dafür kann er nicht ganz, vielmehr

nur zum Theile verantwortlich gemacht werden. Diese primitiv und im Momente der Zeugung in A. B.'s Seele gelegte Eigenthümlichkeit ist ein Moment, welches ihn im hohen Grade die Möglichkeit ruhiger objektiver Reflexion in einem Punkte, wie die Liebe, wo das Herz, d. h. das Gemüth eine so grosse Rolle spielt, erschwerte, aber nicht unmöglich machte. Es ist dieses Moment daher zwar kein Zurechnungsfähigkeitsminderungsmoment, und wir können es daher nicht unbedingt auf die Entlastungsseite des psychologischen Schuldbuches schreiben; wohl aber ist es ein Moment, das im hohen Grade rechtfertigt, wenn wir seine That psychologisch mit milderen Augen anschauen, daher wir es einstweilen uns auf ein Zettelchen abseits notiren wollen. Wir können und dürfen, was auf diesem Zettelchen steht, psychologisch nicht verwerthen, weil dieses kein Zurechnungsfähigkeitsminderungsgrund ist; aber wir wollen als Psychologen dieses Zettelchen dem Richter geben, vielleicht benützt er, was wir nicht als Zurechnungsfähigkeitsminderungsgrund benützen können und dürfen, als Strafmilderungsgrund, oder befördert es doch, wenn er es nicht benützen kann und darf, dahin, wo es benützt werden kann und sicher benützt werden wird.*)

2) Schon lange, bevor A. B. verliebt wurde, war er vollendeter Phantast, Schwärmer, Träumer, ein Mensch von extravaganter Denkungsweise. Schon lange, bevor er verliebt wurde, hatten sich, so haben wir erfahren, seine Freunde deshalb von ihm zurückgezogen, weil sie dem Fluge seiner Phantasie nicht mehr zu folgen vermochten. Schon lange, bevor A. B. verliebt wurde, sehen wir ihn zerrissen in sich selbst, im Zwiespalte mit der Welt, sehen wir eine Kluft zwischen ihm und der Welt. Trägt

*) Ich wollte hiermit, weil nach bayerischem Strafgesetzbuche auf Mord eine absolute Strafe, die Todesstrafe, steht, die dem Richter keinen Spielraum eines Plus oder Minus im Strafaussmaasse gewährt, die Möglichkeit einer eventuellen Interzession der einstigen Gnade der Monarchen andeuten.

A. B. davon eine psychologische Schuld? Tragen hievon seine Eltern, seine Lehrer eine Schuld? Ein junger Mann, der missrathet, kann allerdings sehr oft die Schuld tragen, und er trägt sie, wenn er allen Erziehungsversuchen, allen Bildungsversuchen hartnäckigen Widerstand, hartnäckigen Trotz entgegensetzt, wenn er Geist und Gemüth trotz aller Bemühungen, die Andere sich seinetwillen mit ihm geben, hartnäckig jeder Einwirkung verschliesst, jeder Ermahnung das Ohr verschliesst, absolut nichts lernen will, überhaupt sich so gebahrt, als wolle er grundsätzlich ein Taugenichts, ein Lump werden. That aber das Alles A. B.? Oder wird er uns nicht vielmehr von allen Seiten als der gehorsamste Sohn, als die Unterwürfigkeit selbst gegen seine Lehrer, als ein heranwachsender junger Mensch von absolut untadelhaften Sitten, als Muster des Fleisses geschildert? Oder tragen etwa die Eltern die Schuld, die, weil sie vielleicht in diesen Sohn, wie in einen Spiegel hineinschauten, ihm Alles hingehen liessen? Oder erfahren wir nicht vielmehr von seinen Eltern, welch' grosse Kummerniss ihnen die phantastische Richtung des Sohnes bereitete und wie darüber der Vater den Sohn selbst züchtigte? Oder tragen die Lehrer die Schuld, von denen Allen wir doch mit keinem Worte vernommen haben, dass sie ihre Pflicht nicht gethan hätten? Alle diese tragen nicht die mindeste Schuld. Oder trägt vielleicht die Jugend die Schuld, weil Schwärmerei überhaupt ein Attribut des jugendlichen Alters ist, und so mancher anderer begabte junge Mann sich auch der Schwärmerei hingibt? O Nein! Die Jugend hat an A. B.'s Schwärmerei nicht mehr Antheil, als der Jugend überhaupt zukommt. Eine solch' schranken- und zügellose Schwärmerei, eine solche exorbitante Schwärmerei, wie A. B. entwickelte, ist nimmermehr Ausfluss der Jugend als solcher; sie ist vielmehr in etwas Tieferem begründet: sie ist die Blüthe jenes Keimes, der ursprünglich bereits in die Seele A. B.'s von der Gottheit gelegt worden war, und bereits in dem Knaben die ersten Knospen und Schösslinge ge-

trieben hatte. Für die Schwärmerei, wie sie A. B. entwickelte, kann niemals er psychologisch verantwortlich gemacht werden. Diese exorbitante Schwärmerei ist kein Strafmilderungsgrund, den ich dem Richter zur Würdigung überlassen kann; diese muss ich, der Psycholog, verwerthen, denn sie drängte den A. B., weil seine geistigen Sinne umflorend, zur Leidenschaft, welche den Mord gebar. Das ist ein die klare Auffassung der Verhältnisse, d. h. die Zurechnungsfähigkeit trübendes Moment, und zwar es schon lange beschränkend, ehe nur von einer Liebschaft die Rede war. Das schreiben wir dem A. B. zur Entlastung in sein Schuldbuch.

3) Der bereits schwärmerische, ganz aussergewöhnlich schwärmerische A. B. verliebte sich. Nach allgemeiner Welterfahrung ist man zwar gezwungen, das Sich-Verlieben oft als Folge, wie als Ursache der Zurechnungsfähigkeitsbeschränkung anzusehen; aber psychologisch kann nicht behauptet werden, dass das Sich-Verlieben jedesmal die Folge präexistirender Zurechnungsfähigkeitsbeschränkung sei oder als wirkende Ursache die Zurechnungsfähigkeit beschränke. Wenn daher A. B. sich verliebte, so dürfen wir dieses ihm psychologisch weder zur Belastung noch zur Entlastung schreiben. Aber Das darf nicht vergessen werden, dass des Mädchens falsche Haltung einen ganz wesentlichen Einfluss auf den Verlauf der Dinge und auf jene Katastrophe äusserte, die dem Mädchen das Leben kostete, den A. B. aber in die Arme der Strafgerechtigkeit lieferte. Im ersten Augenblicke hätte das Mädchen gar nicht anbinden sollen; denn auch ein sechszehnjähriges Mädchen weiss, dass, wenn beide Theile kein Vermögen haben, die Ehe mit einem zwanzigjährigen Studenten in nebelhafte Ferne gerückt ist. Absolut brechen musste aber das Mädchen das Verhältniss, nachdem ihr zur völligen Klarheit die Verschiedenheit der beiderseitigen Charaktere gekommen war, welche ihr niemals eine glückliche Ehe verheissen konnte. Statt dessen versicherte das Mädchen den A. B. fortwährend ihrer unausgesetzten Liebe, und schob ihre Eltern als Hinderniss

vor. Ich will der Seligen mit dieser von Anfang bis zu Ende ihres Liebesverhältnisses grundfalschen Haltung nicht den leisesten Vorwurf machen; im Gegentheil, ich will sogar entschuldigen, dass es für ein sechszehnjähriges Mädchen fast zu viel verlangt ist, den allerersten Anbeter, der sich ihr auf der Welt nähert, gleich im ersten Augenblicke seiner Annäherung aus Geldrücksichten abweisen zu sollen; ich will entschuldigen, wenn das siebzehn Jahre alt gewordene Mädchen nicht den richtigen Takt, die Festigkeit finden konnte, Das durchzusetzen, was ihr Verstand ihr bereits klar sagte, vielmehr das Gegentheil davon that, und Eltern und Geschwistern als Oppositionselemente gegen ein einstiges Ehebündniss vorschob — alle diese Entschuldigungen stossen die Thatsache nicht um, dass des Mädchens Haltung von A bis Z eine durchaus fehlerhafte war. Diese durchaus fehlerhafte Haltung trug aber ganz wesentlich dazu bei, dass es dazu kam, wozu es gekommen ist; denn sie spiegelte dem A. B. stets eine andere Lage der Dinge vor, als die wirkliche Lage war. Trägt aber an dieser falschen Haltung des Mädchens A. B. auch nur die leiseste Schuld? Offenbar nein! Diesen Punkt schreiben wir erst recht als Zurechnungsfähigkeitsminderungsgrund auf das Entlastungsblatt des A. B.'schen Schuldbuches.

Die Rechnung ist fertig. Sehen wir, was im Buche steht! Wir haben den A. B. belastet mit der psychologischen Verantwortlichkeit für den Mord, trotzdem dieser in wahnsinniger Leidenschaft begangen wurde. Wir haben ihn entlastet mit der Präexistenz exzentrischer Schwärmerie bereits vor der Liebschaft und mit der falschen Haltung des Mädchens während der Liebschaft. Beide Momente erschwerten im allerhöchsten Grade klare und besonnene Beurtheilung der Verhältnisse. Klar ist sonach, dass von einer vollen Zurechnungsfähigkeit, schon theoretisch die Frage aufgefasst, keine Rede sein kann. Aber auch praktisch, d.h. dem bayerischen Strafgesetze gegenüber, ist klar, dass A. B. psychologisch nimmermehr der Bestimmung des Art. 93 Ziff. V Thl. I des Straf-

gesetzbuches*) unterstellt werden kann, sondern vielmehr der des Art. 3 des Gesetzes vom 29. August 1848 unterstellt werden muss. Ziffer V Art. 93 nämlich handelt von jenen Trübungen der Seelenkräfte zur Zeit einer That, die so geringen Grades sind, dass sie auf die Zurechnungsfähigkeit des Individuums zur Zeit der That keinen hochgradigen Einfluss üben, dass sie dessen Zurechnungsfähigkeit nicht minderten, daher sie der Gesetzgeber auch nur als Strafmilderungsgründe für das Strafausmaass innerhalb des Maximums und Minimums der ordentlichen und gesetzlichen Strafe angesehen wissen wollte. Der Art. 3 des Gesetzes vom 29. August 1848 aber spricht von jenen so hochgradigen Trübungen, die die Zurechnungsfähigkeit mindern. Unter diesen Gesetzesartikel muss A. B. psychologisch subsumirt werden; denn seine unverschuldete Verwirrung der Sinne und des Verstandes war in so hohem Grade getrübt, dass, wenn in diesem eklatanten Falle die fragliche Gesetzesbestimmung keine psychologische Anwendung finden soll, ich in der That nicht wüsste, wann, auf welches Reat und auf welche Person sie dann eine Anwendung finden sollte.

Mein Gutachten geht dahin:

Das Bewusstsein der Strafbarkeit der Handlung war zur Zeit der That in A. B. zwar nicht ganz erloschen, aber durch unverschuldete Verwirrung der Sinne und des Verstandes in so hohem Grade getrübt, dass vom psychologischen Standpunkte aus die Zurechnungsfähigkeit für gemindert erklärt werden muss.

Die Geschwornen sprachen den A. B. des Mordes bei geminderter Zurechnungsfähigkeit schuldig, und der Gerichtshof verurtheilte ihn zu 12 Jahren Festungsstrafe.

*) Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern Thl. I 93: Hingegen mindert sich die Strafbarkeit vornämlich: V, wenn der Verbrecher in einer zufällig entstandenen und an sich zu entschuldigenden Leidenschaft oder Gemüthsbewegung gehandelt hat.

II.

Anklage wegen Arsenikvergiftung. — Untersuchung einer mehrere Jahre beerdigt gewesenen Leiche, — geringer Werth der sogenannten Mumifikation.

Historisches.

Das k. Appellationsgericht von Oberbayern hat am 9. November 1859 gegen die Frau A. M., katholisch, 34 Jahre alt, ehelich geboren, verheirathet, Wirthin zu K., die beschuldigt war:

1) Im Laufe des Jahres 1854 in rechtswidriger Absicht ihrer damaligen Dienstfrau, der verlebten Wirthsehefrau F. M. von K., zu verschiedenen Zeiten Gift, nämlich eine Arsenik enthaltende Substanz in lebensgefährlicher Quantität beigebracht zu haben, in Folge dessen dieselbe auch am 5. November 1854 gestorben ist;

2) ferner der Müllerstochter und Kellnerin F. S. im Laufe des Jahres 1855 in der Absicht, sie zu tödten, eine ähnliche giftige Substanz in deren Kaffee gemischt und zum Genusse dargereicht zu haben, in Folge dessen F. S. zwar erkrankt, jedoch wieder genesen ist, auf Anklage erkannt, und gehen aus der geführten Untersuchung folgende Thatsachen hervor:

Seit dem Jahre 1835 war der Wirth M. M. von K. mit F.

Q. verheirathet. Die Ehe war kinderlos, ruhig und friedlich. Zwar war M. M. in dem Rufe, die eheliche Treue zu verletzen, und insbesondere seinen weiblichen Dienstboten in unsittlicher Weise nachzustreben, allein es geschah dies in keiner auffallenden Weise und wurde von seiner Ehefrau, wenn es derselben auch nicht entging, doch stillschweigend geduldet. Der eheliche Friede wurde deshalb nicht gestört und M. M., welcher seine Fehlritte in dieser Beziehung nicht leugnet, gibt an, seine Ehefrau sei es zufrieden gewesen, wenn er bei ihr selbst seine ehelichen Rechte nicht beanspruchte. Die F. M. wird als eine gutmüthige, dienstfertige Person, welche bereitwillig Jedem Gefälligkeiten bewies, von Allen geschildert, die mit ihr in Berührung kamen. Alle Dienstboten, welche je in ihrem Hause waren, sprechen mit gleicher Liebe und Verehrung von ihr, ebenso waren ihr alle Gäste zugethan, welche in ihrem Hause verkehrten, und die regelmässig zu K. anhaltenden Fuhrleute sollen sie nur als ihre Mutter bezeichnet haben. In häuslicher Beziehung wird sie als sparsam geschildert, ohne im mindesten geizig zu sein, als ordnungsliebend und im hohem Grade reinlich, besonders in allen zum Genusse bestimmten Dingen.

Die F. M. starb am 5. November 1854 nach kurzer Krankheit, wie der behandelte Arzt glaubte, an Wechsel- fieber. Einige Zeit nach ihrem Tode sprach M. M. davon, ihre Nichte und Pathin F. S., Müllerstochter von O., welche sich seit Jahren als Pflegetochter im Hause befand, zu heirathen, wann dieselbe von der Feiertagsschule frei geworden sein würde. Er liess aber später diesen Plan fallen; wie er angibt, weil er von einem anderen Liebesverhältnisse derselben Kenntniss erhielt, und entschloss sich endlich, seine Köchin A. G., Schmiedstochter von W., zu heirathen. Er führte dieses auch in den ersten Tagen des Mai 1858 aus.

A. G. war zu Jakobi 1853, also noch bei Lebzeiten der ersten Frau des M. M., in deren Dienst als Köchin getreten. Vorher hatte sie lange in M. gelebt, hatte nach Ausweis der Polizeiakten einen höchst lüderlichen Lebenswandel geführt, war deshalb mannichfachen Polizeistrafen, Ausweisungen u. dgl. unterlegen und hatte zweimal unehelich geboren.

Das zweite Mal bekannte sich der Gendarmerie - Brigadier B. als Vater des Kindes.

Mit diesem hatte sie viele Jahre hindurch ein Liebesverhältniss unterhalten und war ihm später auf die verschiedensten Stationen gefolgt, wohin derselbe nach und nach versetzt wurde, und in deren Nähe er sie immer in Dienst unterbrachte.

Aus den Briefen des B., welche zu den Akten gelangten, geht jedoch hervor, dass auch er von ihrem früheren schlechten Lebenswandel unterrichtet war, und eine Stelle lässt sogar vermuthen, dass er sich fälschlich für einen Anderen als Vater bekannte, wie auch die A. G. angibt, sie sei die Geliebte eines angesehenen Mannes gewesen, den sie nicht nennen wolle. Auch bei anderen Gelegenheiten äusserte sich B. höchst ungünstig über den Charakter seiner Geliebten. Als diese in K. in Dienste getreten war, folgte sie ihm nicht weiter. Nach dem Tode der F. M. äusserte B. öfter, er wünsche, der Wirth heirathe die A. G. und war ganz zufrieden, als dieses wirklich geschah.

Anderweitige Erhebungen über den Charakter der A. G. sprechen ebensowenig zu ihren Gunsten. Sie wird von ihren früheren Dienstherrschaften als einschmeichelnd und gefällig geschildert, aber zugleich eigenwillig, aufbrausend und leicht in die höchste Leidenschaft gerathend, und dann furchterreichend in ihrem Zorne. Ein früherer Dienstherr von ihr gibt an, sie trage jede Rüge nach und räche sich in der empfindlichsten Weise; er belegt dieses durch eine sprechende Thatsache.

In das M.'sche Haus eingetreten, wusste die A. G. sich bald in die Gunst beider Eheleute zu setzen. Bei M. M. führte dieses jedoch bald zu weit. Zeugen sagen aus, dass man wenige Wochen nach Eintritt der A. G. in den Dienst leicht hat beobachten können, dass der Wirth mit seiner Köchin in einem unsittlichen Verhältnisse stehe, die übrigen Dienstboten des Hauses machten hierüber mannichfache Beobachtungen, und eine Dienstmagd, welche mit der A. G. in einer Kammer schlief und nachdem sie dieselbe eines Morgens schon verlassen hatte, zufällig dahin zurückkehrte,

während die Wirthin bereits in der Kirche war, traf den Wirth bei der noch zu Bette liegenden A. G., wobei er sich zu verbergen suchte. Noch ungescheuter setzten Beide dieses Verhältniss nach dem Tode der F. M. fort, und es wurde oft beobachtet, dass die A. G. in dem Schlafzimmer des M. M. war. M. M. gibt unumwunden zu, dass er mit der A. G. sowohl bei Lebzeiten seiner ersten Frau als nach deren Tode fleischlichen Umgang gehabt habe. Die Beschuldigte gibt dieses auch zu.

Schon bei dem Tode der F. M. war die Meinung aufgetaucht, derselbe sei kein natürlicher gewesen. Bei der Verheirathung des M. M. mit der A. G. trat das Gerücht in verstärktem Maasse auf, beschuldigte diese direkt des Giftmordes, und führte endlich zur Einleitung der Untersuchung. Durch diese ergaben sich über den Krankheitsverlauf der Frau F. M. folgende Umstände:

F. M. war stets gesund und kräftig. Die A. M. behauptet zwar, ihre Ehevorgängerin sei längere Zeit schon vor ihrem Ableben kränklich gewesen und habe deshalb stets medicinirt; allein von allen Seiten wird die F. M. als eine gesunde Frau geschildert, die nur von Zeit zu Zeit einen blutreinigenden Thee trank, wie es eben viele Leute gibt, die meinen, sie müssten von Zeit zu Zeit etwas Blutreinigendes nehmen. So kochte sich auch die F. M. am 20. Oktober 1854 Morgens ihren Thee, liess ihn einige Zeit zum Erkalten am Platze stehen, und bot aus Spass ihren beiden Pflögetöchtern, der bereits genannten F. S., dann der F. O., davon an, auf welche Aufforderung hin die F. S. auch etwas Weniges davon genoss, kurz darauf unwohl wurde, und sich erbrechen musste, ohne dass jedoch weitere Folgen eingetreten wären. Trotzdem, dass der F. S. auf den Thee unwohl ward, trank doch die F. M. denselben ganz aus. Es dauerte nicht lange, so bekam sie Erbrechen, welches den ganzen Tag anhielt, daher der Chirurg H. gerufen wurde, der auch am 21. Oktober 1854 kam, und eine ganze Waschschüssel voll dicker, durch Erbrechen entleerter Galle sah. Die Kranke fieberte, hatte eine stark belegte trockene Zunge,

die Magengegend war empfindlich, aber nicht aufgetrieben, und kein Schwächezustand zugegen: Chirurg H. verordnete:

Rp. Aq. laxat. Viennensis ʒijj

Tet. Rhei aqu. ʒj

Spirit. Ammon. anis. ʒjj

Syr. mannati ʒj

MDS. Alle Stunde 1 Esslöffel voll.

Ferner

Rp. Tartari stibiati gr. IV

Pulv. Radicis Ipecacuanh. ʒβ

Amyli ʒj

Aqu. destill. ʒj

Syr. simpl. ʒβ

MDS. Alle $\frac{1}{4}$ Stunde 1 Esslöffel voll.

Auf das Brechmittel hin entleerte die F. M. durch Erbrechen eine weitere bedeutende Menge Galle; nach abwärts wirkte weder das Brech- noch das Abführmittel; die Kranke klagte über Schmerz in der Magengegend, weshalb ihr Chirurg H. am 22. Oktober 1854 einen Senfteig auf die Magengegend legte und folgende Mixtur verordnete:

Rp. Rad. Graminis

Fol. Sennae āā. ʒβ

Mannae ʒj

Rad. Rhei

— Liquirit. āā ʒj

Infus. ʒV adde

Extr. Liquirit. ʒj

Sal. Ammoniaci ʒj

Sal. Glauberi ʒβ

Syrp. mannali ʒj

MDS. Alle Stunde einen Esslöffel voll.

Auch diese Arznei erzeugte keinen Stuhlgang; die Kranke klagte über brennenden Schmerz im Magen, absonderlich nach jedem Esslöffel Medizin; das Erbrechen dauerte fort, weshalb Chirurg H. am 23. Oktober 1854 folgende Salbe auf die Magengegend einreiben liess und alle 2 Stunden 2 Gran Kalomel gab:

Rp. Linim. camphor. ammoniat. ʒjj

Laudan. liqu. Sydenhami ʒj

MDS. Zum Einreiben in die Magengegend.

Am 24. Oktober 1854 war der Puls fieberhaft und das Gesicht lebhaft geröthet und klagte die F. M. über starke Schmerzen in der Magengegend, weshalb Chirurg H. sich zu einem Aderlasse von 5 Unzen veranlasst sah. An diesem und dem folgenden Tage, dem 25. Oktober 1854, bekam die Kranke die am 22. Oktober 1854 verordnete Mixtur, ohne dass es zu reichlichen Ausleerungen gekommen wäre, geschweige zu flüssigen Stuhlgängen. Der Schmerz in der Magengegend dauerte fort, ebenso das Erbrechen, welches sich namentlich nach dem Arzneigenusse stets einstellte, so dass die Kranke die Arznei nicht mehr nehmen wollte. Unter diesen Umständen liess Chirurg H. am 26. Oktober noch einmal das schon am 21. gereichte Brechmittel wiederholen, worauf tüchtige Entleerungen von Galle ohne nachfolgende Erleichterung sich einstellten, weshalb Chirurg H. am 28. Okt. 1854 folgende Emulsion verordnete:

Rp. Sem. Papaveris albi ʒIV

Aqu. cerasor. nigr. ʒV

fiat Emulsio, cui adde

Mucil. gummi arabic.

Olei Amygdal. dulc. āā ʒjj

Syrup. Althaeae ʒj

MDS. Alle Stunde 1 Esslöffel voll.

Auch diese Emulsion hatte, trotzdem sie bis zum 31. Okt. 1854 fortgebraucht, und am 30. Oktober 1854 ein Senfteig auf die Magengegend gesetzt, und am 31. Oktober 1854 Ol. Hyoscyami auf die Magengegend eingerieben worden war, keinen Erfolg: das Brennen in der Magengegend dauerte fort, namentlich nach jedesmaliger Arzneieinnahme, die Kranke kam immer mehr herab, das Erbrechen dauerte ebenfalls fort und es zeigte sich ein frieselerartiger Hautausschlag. Unter diesen Umständen verordnete Chirurg H. am 1. November 1854 folgende Kalisaturation:

Rp. Kali bicarbonici ʒj

Satura c. Succo citri q. s.

Aqu. Foeniculi ʒijj

Syrup. Rub. Idaei j

MDS. Alle Stunde 1 Esslöffel voll.

Diese Kalisaturation nahm die Kranke auch am 2. November 1854, was bewirkte, dass das Erbrechen nachliess und geformte Kothmassen sich entleerten; der Miliarenausschlag war stärker und als neues Krankheitssymptom traten reissende Schmerzen in den Füßen auf, wogegen Chirurg H. am 2. November 1854 Einreibungen, bestehend aus 2 Unzen Hyoscyamusöl mit 1 Drachme Laudanum liquidum Sydenhami nehmen liess. Der am 3. November 1854 mit zu Rathe gezogene Dr. S. stellte wegen Auftreibung der Milzgegend die Diagnose auf Wechselfieber und wurde auf seine Anregung unter Beibehaltung der Kalisaturation am 4. November 1854 stündlich 1 Gran Chinin gegeben, und die am 2. November 1854 gegen die reissenden Schmerzen in den Füßen dargebrachte, aber wirkungslos gebliebene Einreibung wurde mit einer solchen aus Kampheressig vertauscht. Allein die Kräfte schwanden sichtlich; der brennende Schmerz in der Magen-gegend wurde unerträglich und am 5. November 1854 fanden die beiden Aerzte ihre Kranke sterbend. Eine Emulsion, bestehend aus 8 Gran Kampher mit 2 Drachmen Mucilago Gummi arabici, und 5 Unzen Aqu. cerasorum nigrorum mit 1 Unze Syrupus simplex vermochte den Tod nicht aufzuhalten, der unter dem Wiederverschwinden des Exanthemes unter Zuckungen noch am 5. November 1854 erfolgte.

Es kommt zu diesem Krankheitsverlaufe noch hinzu, dass die Köchin A. G. die Verlebte F. M. während ihrer letzten Krankheit allein pflegte und namentlich ihr stets die Medizin reichte, die von der A. G. unter dem Vorwande, die Medizin stets frisch zu erhalten, der Kühle halber in das an das Krankenzimmer stossende Nebenzimmer gestellt wurde. Letzteres stellt die A. G. ganz in Abrede und die alleinige Pflege der Erkrankten will sie in dieser Ausschliesslichkeit nicht gelten lassen. Auffallend ist weiter, dass sie schon zu einer Zeit, wo die F. M. noch ganz gesund war, von einem schlech-

ten Aussehen derselben sprach und deren Tod prophezeihte, nach deren Erkrankung aber jede Möglichkeit und Hoffnung auf Wiedergenesung verwarf, was aber Alles ebenfalls von der A. M. in Abrede gestellt wird. Im Allgemeinen nahm die F. M. die ihr vorgeschriebenen Arzneien willig, und gab sogar das leere Glas dem Chirurg H., um die Arznei frisch bereiten zu lassen, weil sie stets sehnsüchtig auf Besserung hoffte, die aber nicht eintreten wollte.

Die Auserdigung der Leiche der F. M. am 4. November 1858 ergab folgendes Resultat:

Der Sarg aus Fichtenholz war so gut in seinen Fugen noch vereinigt, dass er vollständig ganz aus dem Grabe herausgenommen werden konnte. Nach Oeffnung des Sarges zeigte sich an einigen von Kleidungsstücken nicht bedeckten Stellen der Leiche Schimmelbildung von weisslicher Farbe. Den Kopf bedeckte eine weisse Tüllhaube mit sammetnem Boden und grünen Bändern; um den Hals und die Vorderfläche der Brust war ein seidenes Tuch gekreuzt, über welches die untere Brusthälfte ein seidenes Mieder mit Spenser bedeckte. Der Unterkörper war mit einem seidenen Rocke und Schurze bekleidet und die aus den Gelenken gewichenen Unterfüsse mit Schuhen, während von Strümpfen nichts mehr sichtbar war. Die Kopfschwarte war fast gänzlich verschwunden, nur noch am Hinterhaupte vorhanden und lederartig eingetrocknet, schwarzbraun, und folgten die hier befindlichen Haare dem leisesten Zuge. Die Schädelknochen äusserlich schwarzbraun. Das Gesicht aller seiner Weichtheile beraubt, die Augenhöhlen leer, die Ohren nicht mehr vorhanden, die Nase mit ihrem Knorpel verschwunden. Die Zähne leicht aus den Zahnfächern zu nehmen. Bei leichtem Zuge trennte sich der Kopf vom Halse, ebenso der Unterkieferknochen aus seinen Gelenksverbindungen. Auch in der Mundhöhle von Weichtheilen nichts mehr wahrnehmbar. Am Halse waren die Weichtheile in eine moderige Masse verwandelt, in der sich keine Larven oder Maden befanden. Hinter dieser schwarzbraunen in ihren näheren Bestandtheilen nicht mehr erkennbaren Masse lösten sich die schwarz aussehenden Halswirbel so leicht, als wenn sie gar nicht mit einander verbunden gewesen wären. Die äusseren Bedeckungen der Brust liessen sich anfühlen, als wenn sie von Papiermaché wären, und beim Anklopfen ertönte der Brustkasten wie eine hohle Pappschachtel. Theils durch Pilzbildung, theils durch Eintrocknung hatten die äusseren Bedeckungen der Brust eine weiss-grauliche Farbe angenommen. Ober dem Handgriffe des Brustbeines war die Brust-

höhle geöffnet und konnte hier die Hand in die Brusthöhle dringen. Die obere Hälfte des Bauches bis zum Nabel war eingesunken, die untere Hälfte dagegen erhob sich hoch und tönte beim Anklopfen wie eine hohle Pappschachtel; die grau-schwarzen Wandungen fühlten sich an wie Papiermache. Die Geschlechtstheile nicht mehr erkennbar. Die Extremitäten in ihren Gelenkverbindungen theils schon gelöst, theils leicht löslich, und fielen namentlich die Fingertheile ganz auseinander. Die Weichtheile der Extremitäten vertrocknet, schwarz und lederartig. An Zehen und Fingern die Nägel leicht löslich. Die Weichtheile der Waden in eine schmierige, vertrocknete Masse umgewandelt. Die ganze Leiche vollständig geruchlos, im Zustande der Mumifikation. Die Schädelknochen in ihren Nähten noch vollständig fest vereinigt. Das Gehirn auf mehr als die Hälfte seiner Menge vermindert, an seiner Oberfläche weiss-grau, in seiner Tiefe schmierig, wie Streichkäse, und wie Menschenkoth stinkend; auf der hinteren Gehirnofläche die Gehirnwindungen noch kenntlich. Von den Lungen gar nichts mehr auffindbar. Das Herz in eine mit weissem Schimmel überzogene Masse verschrumpft. Die Brustwirbel sämmtlich aus ihren Verbindungen gelöst, und hatten die Brustwandungen ein Aeusseres, als beständen sie aus verfaulem Holze mit getrockneten Schwämmen vermischt. Auch die Leber hatte das Aussehen, als wäre sie aus verfaulem Holze und Schwämmen zusammengeschrumpft. Von Magen und Gedärmen und den Nieren mit den inneren Geschlechtstheilen war nichts mehr zu erkennen, sondern stellten diese Organe eine gänzlich vertrocknete auf den Lendenwirbeln und in der Lendengegend fest anliegende, gänzlich verschrumpfte mit einem schneeweissen kalkartigen und schimmlichen Ueberzuge versehene Masse dar. Die Lendenwirbel noch in gegenseitig fester Verbindung. Auch bei Eröffnung der Körperhöhlen entwickelte sich nicht der geringste Leichengeruch.

Es wurden aus der Leiche genommen:

- 1) die Weichtheile der Waden;
- 2) das Gehirn;
- 3) das Herz;
- 4) die Leber;
- 5) die vertrocknete Masse von Magen, Gedärmen, Nieren, inneren Geschlechtstheilen, mit 2 Lendenwirbeln;
- 6) ein Stück der Bauchwandung von der Lebergegend nebst etlichen Hobelspänen.

Diesen aus der Leiche resp. dem Sarge entnommenen Sachen wurde noch

7) ein Säckchen Erde vom Grabe, worin der Sarg lag, beigelegt und alles Dieses der chemischen Untersuchung unterstellt *).

Nach Prüfung der Reinheit der Reagentien und versehen mit ganz reinen Geräthschaften wurde ein Theil der mit Schimmel bedeckten Magen, Darmkanal, Nieren und innere Geschlechtstheile enthaltenden Masse mit Kochsalz gemengt, und dieses Gemenge in einer Retorte durch allmählig zugegossene rektifizierte Schwefelsäure unter Mithilfe von Wärme zersetzt, theils, um die organischen Ueberreste zu zerstören, theils, um das etwa vorhandene Arsenik in flüchtiges Chlorarsenik zu verwandeln und dieses mit den entstehenden salzsauren Dämpfen zu verflüchtigen. Es war dafür gesorgt, dass von den flüchtigen Produkten nichts entweichen konnte und stand die Retorte luftdicht mit einer tubulirten Vorlage in Verbindung, und war an dem Tubus dieser Vorlage mittelst eines genau anpassenden durchbohrten Korkes eine Gasleitungsröhre befestigt, die den Theil der salzsauren Dämpfe, der sich in der Vorlage nicht verdichtete, in in einem Glase befindliches destillirtes Wasser leitete. Das so in der Vorlage aufgesammelte salzsaure Destillat wurde mit dem vorgeschlagenen Wasser vereinigt, und in diese saure Flüssigkeit einige Kryställchen chlorsauren Kalis gebracht, um durch das aus diesem sich entwickelnde Chlor die etwa in der Flüssigkeit vorhandene schwefliche Säure, damit diese bei weiteren Versuchen nicht hinderlich wäre, zu zerstören resp. in Schwefelsäure zu verwandeln. Durch gelinde Erwärmung wurde das überschüssige Chlor verflüchtigt und hierauf die mit Wasser gehörig verdünnte Flüssigkeit zur Ausmittlung des etwa in ihr enthaltenen Arseniks mittelst des Marsh'schen Apparates angewendet. Es wurde in einem Gasentwicklungsapparate mittelst destillirten Zinks und verdünnter rektifizirter Schwefelsäure Wasserstoffgas entwickelt, welches aus ohnehin ganz reinen Materialien bereitete Gas noch besonders auf seine Reinheit resp. Abwesenheit von Arsenik dadurch geprüft wurde, dass man es durch eine Glasröhre streichen liess, die an einer Stelle mittelst einer Gaslampe zum Glühen erhitzt war. Nachdem ein $\frac{1}{2}$ stündiges Durchleiten des Gases durch die glühende Röhre jenseits der glühenden Stelle

*) Vom Herrn Universitätsprofessor Dr. L. A. B u c h n e r, ausserordentlichem Beisitzer des k. Medizinalcomité der Ludwigs-Maximilians-Universität in München für chemische Angelegenheiten, vorgenommen.

nicht den mindesten metallischen Anflug bewirkt hatte, wurde die salzsaure auf Arsenik zu prüfende Flüssigkeit in den Apparat gegossen und mit der Wasserstoffgasentwicklung so wie mit dem Glühen der Röhre fortgeföhren, damit, wenn Arsenik zugegen, dieses sich in Arsenikwasserstoffgas verwandeln, und letztere in der Glühhitze sich in metallisches Arsenik und in Wasserstoffgas zersetzen konnte. Es dauerte nicht lange, so bildete sich in der Glasröhre jenseits der glühenden Stelle ein ringförmiger metallischer Anflug, und solcher Anflüge konnten nach und nach mehrere auch an anderen Stellen der Röhren erzeugt werden. Man überzeugte sich hierauf durch mehrere Versuche, dass diese Anflüge von metallischem Arsenik und nicht von Antimon oder von einem anderen Stoffe herröhren. Namentlich wurde

1) durch die Eigenschaft dieser Anflüge, sich in der Hitze zu verflüchtigen und leicht von einer Stelle zur anderen sublimiren zu lassen;

2) durch die weitere Eigenschaft, beim Erhitzen an der Löthrohrflamme einen leicht wahrnehmbaren knoblauchartigen Geruch zu verbreiten;

3) durch die Fähigkeit, beim Erwärmen und Darüberleiten von Schwefelwasserstoffgas in ein gelbes leicht sublimirbares und in Ammoniak leicht vollkommen lösliches Produkt — Schwefelarsenik — verwandelt zu werden; mit aller Bestimmtheit erkannt, dass fragliche Anflüge aus Arsenik bestehen.

Zur Kontrolirung dieses Ergebnisses der Marsh'schen Probe wurde das sogenannte Verkohlungsverfahren angewendet, und auch hier der Nachweis von Arsenik in der Leiche der F. M. nachgewiesen. Es wurde nämlich ein zweiter Theil der Ueberreste der Baueingeweide mit concentrirter reiner Schwefelsäure in einer Schale bis zur Verkohlung erhitzt, dann die kohlige Masse zur Oxydation des etwa darin befindlichen Schwefelarseniks, das während der Fäulniss der vergifteten Leiche hätte entstehen können, mit Salpetersäure befeuchtet und wieder so lange gelind erwärmt, bis die überschüssige Salpetersäure verflüchtigt war, welches Befeuchten und Wiederverdampfen ein paar Mal wiederholt wurde. Zuletzt wurde die kohlige Masse mit Wasser ausgekocht, und die filtrirte saure Flüssigkeit auf die bereits beschriebene Weise und unter Beobachtung aller bereits angedeuteten Vorsichtsmassregeln mittelst des Marsh'schen Apparates auf Arsenik geprüft. Auch diese Prüfung ergab die Gegenwart des metallischen Arseniks mit voller Gewissheit, und zwar traten hier die Erscheinungen, welche auf das Vorhandensein dieses Giftes schliessen liessen, viel

intensiver auf, als bei dem Versuche auf nassem Wege. Es konnten nicht nur in der glühenden Glasröhre mehrere der deutlichsten Arsenikringe erzeugt werden, sondern es bildeten sich auch metallisch glänzende Arsenikflecke auf einem Porzellanteller, der in die Flamme des aus der Röhre ausströmenden und angezündeten (arsenikhaltigen) Wasserstoffgases gehalten wurde. Diese Flecke wurden nach dem Befeuchten mit Salpetersäure beim Betupfen mit Schwefelwasserstoffwasser gelblich, d. h. wurden in gelbes Schwefelarsenik verwandelt.

Um zu prüfen, ob das Arsenik bereits in die zweiten Wege übergegangen, wurden ein Theil der Bauchwandung und der Leber den nämlichen beiden Verfahrungsweisen unter denselben Vorsichtsmassregeln unterstellt. Auch diese Versuche ergaben die bestimmte Erkennung von Arsenik in den genannten Theilen, aber auch, dass das Arsenik in diesen Theilen in viel geringerer Menge vorhanden war, als in den Baucheingeweiden. Die arsenikalischen Anflüge in den zum Glühen gebrachten Glasröhren waren nämlich hier bedeutend schwächer und wurden erst nach längerer Zeit sichtbar, als bei Untersuchung der Baucheingeweide.

Es wurde nun endlich die dem Grabe, wo die F. M. lag, entnommene Erde auf Arsenik geprüft, erst mit concentrirter Schwefelsäure und dann mit Salpetersäure erhitzt, hierauf mit Wasser ausgekocht, und die filtrirte saure Flüssigkeit mittelst des Marsh'schen Verfahrens auf Arsenik geprüft, ohne von diesem auch nur die geringste Spur wahrnehmen zu können.

Das Ergebniss dieser chemischen Untersuchung hatte zur Folge, dass auch noch nach einer anderen Richtung hin sich die Untersuchung gegen die A. M. erstreckte.

Am 8. September 1854 war im Wirthshause zu H. der Knecht F. R. Mittags mit seinem Geschirre eingekehrt, und Nachts 10 Uhr angeblich an der damals epidemisch im Lande herrschenden Cholera gestorben. Auch dessen Leiche, die mit der der F. M. auf demselben Kirchhofe zu K. lag, wurde am 20. Dezember 1858 ausgeerdigt und ergab sich folgendes Resultat:

Der Kopf sah braun aus und war mit einem wagenschmierartigen Firnisse überzogen, welcher lackartig glänzte und verhärtet war. Der Unterkiefer war aus seiner Gelenkverbindung getrennt, die Zähne hielten aber noch fest. Die am Unterkiefer befindlichen Weichtheile hatten ein körniges

griesliches Aussehen. Die Zunge und sämtliche Weichtheile am Halse waren verschwunden, und nur noch der ganz vertrocknete Kehlkopf vorhanden. Die Kopfhaare liessen sich beim leisesten Zuge aus der Kopfschwarte ziehen. Die Leiche sah aus, als wenn sie von Papiermaché überzogen wäre; alle äusseren Theile erschienen mumifizirt, von mahagonibrauner, an manchen Stellen tiefbrauner Färbung, mit mehreren inselartigen Auflagerungen schneeweissen, theilweise auch grüspanfarbigen Schimmels. Die Finger und Zehen waren grösstentheils abgefallen; und die Hobelspäne im Sarge tiefbraun gefärbt. Die Bauchhaut eingesunken. Das Gehirn war auf mehr als die Hälfte eingetrocknet, von graulicher, untermischt mit rosenfarbiger, Färbung, von dicker, salbenartiger Konsistenz und ammoniakalischem Geruche. Die Brustwandungen fühlten sich beim Einschneiden wie Pappdeckel an; die Brusthöhle war ganz leer, nur den Wirbeln entlang fand sich im rechten Brustraume ein Rudiment von Wirbeln. Die innere Fläche des Brustkastens ganz mit weissem Schimmel überzogen. Das Herz zu einer lederartigen, schwarzbraunen, mit weissem Schimmel überzogenen Masse verwandelt. Die Bauchwand in Farbe und Konsistenz wie dickes Sohlenleder, und schnitt sich wie Pappdeckel. Der Bauchinhalt bildete eine schwarzähnliche, wie gefaultes Holz aussehende, wie Holzschwamm sich zerreißen lassende klumpige Masse, in der einzelne Theile nicht mehr unterschieden werden konnten. Die Weichtheile der Unterschenkel mumifizirt.

Es wurde aus der Leiche genommen:

- 1) eine Partie Gehirn;
- 2) das Herz;
- 3) ein Stück, wahrscheinlich Leber;
- 4) ein Stück, wahrscheinlich Magen und Milz;
- 5) ein Stück mumifizirter Weichtheile des Oberschenkels dieser aus der Leiche entnommenen Theile wurde angefügt.
- 6) Ein Stückchen Erde aus der nächsten Umgebung, wo der Sarg im Grabe stand.

Es wurden nun die aus der Leiche entnommenen Theile sowohl auf nassem Wege, als durch Verkohlung, der Prüfung mit dem Marsh'schen Apparate unterstellt, und weder in ihnen, noch auch in der dem Grabe, wo der Strohbauernsohn F. R. lag, entnommenen Erde eine Spur von Arsenik gefunden.

Wenn nun auch durch dieses Ergebniss jeder Verdacht einer Vergiftung des F. R. beseitigt war, so häuften sich

doch der Verdachte gegen die A. M. wegen Vergiftung ihrer Ehevorgängerin F. M. mehr und mehr. Es stellte nämlich die weitere Untersuchung Folgendes heraus:

1) F. M. war zufrieden und heiter, äusserte selbst in ihrer letzten Krankheit die Besorgniss, sterben zu müssen, und war im hohen Grade religiös. An einen Selbstmord konnte also nicht wohl gedacht werden.

2) Selbstvergiftung durch Unvorsichtigkeit war durch alle Umstände ausgeschlossen, wie später gezeigt werden wird. Es bleibt also nur die Möglichkeit einer Vergiftung durch Andere übrig.

3) Ein Interesse an dem Tode der F. M. hatte aber nur A. G., wenn man bedenkt, dass sie bereits zu Lebzeiten der F. M. in einem sehr vertrauten Verhältnisse zu M. M. stand, sich also wohl denken konnte, sie werde ihn zu einer Heirath bewegen können, wenn das Hinderniss seiner bestehenden Ehe beseitigt sei.

4) M. M. selbst lebte in viel zu glücklicher Ehe und hatte, wie die dem Tode seiner ersten Ehefrau zunächstfolgenden Jahre zeigten, viel zu wenig den Wunsch, eine andere Ehe einzugehen, hatte ferner auch viel zu wenig Gelegenheit, den Speisen seiner Ehefrau Gift beizumischen, als dass man ihm die That zutrauen könnte. Die F. St. endlich konnte ebensowenig in Verdacht gezogen werden. Sie stand den M.'schen Eheleuten als Tochter gegenüber; der Gedanke, dass M. M. sie heirathe, entstand erst nach dem Tode seiner ersten Frau und wurde von der F. S. selbst mit Abneigung aufgenommen. Bei noch anderen Personen liegt vollends kein Interesse an der That vor; die F. M. war viel zu beliebt gewesen, als dass Feindschaft oder Rachsucht gegen sie diesen Grad hätte erreichen können, und von Niemand auch nur der Versuch gemacht worden, deren Tod für sich auszubeuten.

5) Von der ganzen Umgebung der Gemordeten war endlich A. G. die Einzige, welcher man nach ihrer Vergangenheit und ihrem Charakter die That zutrauen kann.

Das Benehmen Seitens der A. G. nach dem Tode der F. M. war so, dass der schon so dringende Verdacht nur

noch wachsen musste. Sie bemeisterte sich alsbald der Leitung des ganzen Hauswesens, schmeichelte sich bei M. M. mehr und mehr ein, trieb das unsittliche Verhältniss mit ihm offener, und verfolgte jedes Mädchen mit der wüthendsten Eifersucht, von welcher sie nur die Möglichkeit annahm, M. M. könne an eine Heirath mit derselben denken. That- sachen, welche in dieser Beziehung constatirt wurden, sind folgende:

1) In K. lebte ein wohlhabender Bauer, der Reitenbauer J. S., welcher mehrere heirathsfähige Töchter hatte. Mit diesen früher in ganz gutem Verhältnisse, fasste sie nach dem Tode der Wirthin plötzlich einen eifersüchtigen Hass gegen sie, besonders gegen die Tochter U. S., welche im Wirthshause diente und deshalb den Dienst verliess. Die A. G. liess ihnen Drohungen sagen für den Fall, dass sie noch in's Wirthshaus kämen, bedrohte, als sie dennoch einmal auf den Tanzplatz kamen, die eine mit einem Messer, der anderen suchte sie unvermerkt mit einem Lichte die Kleider in Brand zu setzen; mit dem Vater begann sie ohne eine Veranlassung eine Rauferei im Wirthshause.

2) Einem anderen Mädchen, von dessen Heirath mit M. M. die Rede war, kam ein Drohbrief zu, welcher nach allen Umständen nur von A. G. herrührte, insbesondere erkannte M. M. selbst die Schrift als die der A. G. an und war gegen diese aufgebracht, nahm den Brief aber an sich und gab ihn nicht mehr zurück.

3) Bei Gesprächen über passende Heirathsparthieen für M. M. äusserte sich A. G. drohend: wenn er eine andere als sie heirathe, werde sie ein Geheimniss offenbaren, worüber man zittern würde; — oder: wenn sie auch schon am Altar ständen, brauche sie nur ein Wort zu sagen, um die Heirath wieder rückgängig zu machen. M. M. selbst äusserte sich bezüglich seiner Köchin, er könne ihrer nicht los werden, und gebe gerne ein paar hundert Gulden, um sie fort zu bringen. Bei seinen Vorschlägen an die Eltern der F. S., wegen einer Heirath mit ihrer Tochter, erklärte er, vorher seine Köchin aus dem Hause entfernen zu wollen; denn sonst sei jene ihres Lebens nicht sicher.

4) Mit dem wüthendsten Hasse verfolgte sie die F. S., mit welcher eine Heirath des M. M. am wahrscheinlichsten war; sie war fortwährend im Streite mit ihr, und als ein Ausfluss dieser Eifersucht muss das zweite Verbrechen bezeichnet werden, dessen sie beschuldigt ist, welches aber zugleich ein bedeutendes Licht auf das Verbrechen gegen F. M. wirft.

Der Thatbestand ist folgender:

Die F. S., welche die Dienste einer Kellnerin im Hause verrichtete, ein allgemein beliebtes, noch nicht der Feiertagschule entwachsenes Mädchen, war (wahrscheinlich am 18. Dezember 1855) Morgens aufgestanden, um den Kaffee für die Fuhrleute, welche wegfahren wollten, zu machen. Sie hatte mit der Bedienung derselben viel zu thun, und kam deshalb selbst nicht dazu, ihr Frühstück zur gewöhnlichen Zeit zu nehmen. Ganz gegen alle Gewohnheit drängte sie die A. G. hiezu, und als sie endlich dazu kam, fand sie ihren und der F. O. von der A. G. zubereiteten Kaffee bereits aus dem gemeinschaftlichen Gefässe in die von ihnen gewöhnlich benützten Geschirre gegossen und auf den Ofen gestellt. Beim Genusse des Frühstückes bekam nun die F. S. ein sandartiges Korn zwischen die Zähne und fand einen grauen Bodensatz, welcher ihr sogleich auffiel, so dass sie Bemerkungen darüber machte. Die A. G. stellte zur Erklärung nach einander Vermuthungen auf, es sei vielleicht Kaffeesatz, und als die F. S. dieses verneinte, es sei s. g. Mehlsand, eine zum Putzen der Bestecke gebrauchte Substanz, oder Kalk, der von der Decke herabgefallen sei. Die F. S., und ebenso die F. O. und die damals als Magd im Hause befindliche K. D. erklären bestimmt, es sei keine jener drei ihnen wohlbekannten Substanzen gewesen, sondern habe allein Aehnlichkeit mit einem im Hause gebrauchten Russenpulver gehabt.

Die K. D., der die F. S. ihren Kaffee anbot, weigerte sich, ihn zu nehmen, und goss ihn in den Abtritt. In dem Kaffee der F. O. fand sich nichts. Nach wenigen Minuten stellte sich bei der F. S. heftiges Erbrechen, Brennen in der Magengegend und Schmerzen im Unterleibe ein, welche

Erscheinungen bis in die Nacht anhielten und erst auf den Gebrauch kuhwarmer Milch sich etwas milderten.

Des anderen Tages wurde ein Arzt, Dr. E., gerufen, welcher nur noch gastrische Erscheinungen vorfand, auf dessen Mittel auch diese sich bald verloren. Die F. S. wie auch die K. D. gaben an, dass die Krankheitserscheinungen bis 11 Uhr Nachts anhielten; das ganze Kranksein schien auf den Magen konzentriert zu sein; denn das Sensorium blieb ganz frei. Erst auf den Genuss kuhwarmer Milch in der Nacht milderten sich die Erscheinungen, und der des anderen Tages beigerufene Arzt Dr. E. fand nichts als die Erscheinungen eines Gastrizismus, die sich auf eine resolvirende Arznei so schnell verlor, dass die F. S. noch an diesem Tage wieder arbeitsbefähigt wurde. Doch will von da an die F. S. eine Zeit lang unregelmässig menstruiert gewesen sein, derart, dass sie alle 14 Tage, aber nicht in der gehörigen Stärke, doch ohne alle Beimischung von Krämpfen die Menstruation bekommen habe. Die F. S. wie auch die K. D. warfen damals der A. G. vor, der Ersteren etwas in den Kaffee geschüttet zu haben, ohne dass diese nach ihrer sonstigen Gewohnheit sehr dagegen auftrat. Die F. S. erklärte jedoch und befolgte das auch, so lange sie noch im Hause des M. M. blieb, sie werde nie mehr etwas von der A. G. für sie — die F. S. — allein Zubereitetes geniessen. Schon oben wurde erwähnt, dass der im Kaffee von der F. S. vorgefundene Bodensatz von Allen, die ihn gesehen hatten, als dem Aussehen nach gleich mit einem im Hause gebrauchten Russenkäferpulver geschildert wurde. Um die physische Beschaffenheit eines solchen Kaffeesatzes annähernd zu bestimmen, liessen der k. Untersuchungsrichter und der k. Gerichtsarzt 4 Schalen Kaffee's mit Milch von der F. S. bereiten, wie sie ihn gewöhnlich trank und auch an kritischen Tage damals getrunken hatte und in Abwesenheit aller Personen wurden nun von der prüfenden k. Gerichtskommission in die 1. Tasse 2 Kaffeelöffel Russenkäferpulver, wie es jener Bauer besass, von dem die A. G. gewöhnlich dieses Pulver bezog;

in die 2. Tasse 2 Kaffeelöffel Mehlsand, wie solcher in K. überhaupt und im Hause des M. M. zum Putzen der Bestecke verwendet wird;
 in die 3. Tasse 2 Kaffeelöffel ordinären Kaffeesatzes und
 in die 4. Tasse 2 Kaffeelöffel grob pulverisirten Mörtels
 gethan und ordentlich umgerührt. Sodann wurde die Milch-
 kaffeeflüssigkeit von jeder Tasse abgegossen und die F. S.,
 die F. O. und die K. D. erklärten jede für sich allein und
 ohne vorheriges gegenseitiges Benehmen sogleich beim er-
 sten Anblicke, dass der Bodensatz der 1. Tasse gerade so
 aussehe, wie der Bodensatz des kritischen Kaffee's ausge-
 sehen habe, und negirten alle drei die Aehnlichkeit des
 Bodensatzes der 2., 3. und 4. Tasse mit dem Bodensatze
 des kritischen Kaffee's.

Eine bei dem Wirthe M. M. vorgenommene Haussuchung brachte in dem Kasten, den die verlebte Wirthin F. M. und dann auch die jetzige Wirthin A. M. benützte, und zwar in der linken Schublade dieses Kastens, mehrere Küchengewürze zu Gerichtshänden, die offenbar erst in der allerjüngsten Zeit angeschafft wurden, und mit dem Tode der F. M., und der Erkrankung der F. S. nichts zu thun haben; ausserdem kamen aber auch noch mehrere Gegenstände, angeblich aus der Hausapotheke der verstorbenen F. M. stammend, zu Gerichtshänden, die sich in der rechten Schublade desselben Kastens vorfand. Diese Hausapotheke wurde der chemischen Analyse unterstellt, die Folgendes ergab:

1) Schachtel mit einem grünen Pulver und der Aufschrift: „Frankfurter Grün.“

Durch die Voruntersuchung konnte Kupfer und Arsenik entdeckt werden, letzteres durch den knoblauchartigen Geruch, den eine Probe des Pulvers beim Erhitzen auf Kohle mittelst des Löthrohres entwickelte. In Salzsäure löste sich dieses Pulver unter schwachem Aufbrausen zu einer grünlich gefärbten Flüssigkeit auf, in welcher Schwefelwasserstoff einen starken, schmutzigen, braunen Niederschlag hervorbrachte, von dem ein Theil von einer Auflösung des Schwefelkaliums aufgelöst wurde und beim Ansäuren die-

ser Lösung mit Salzsäure mit schmutzig-gelber Farbe niedergeschlagen wurde. Dieser Niederschlag verhielt sich bei der Prüfung wie Schwefelarsenik; der in Schwefelkaliumlösung unlösliche Theil des Schwefelwasserstoffniederschlages wurde hingegen als Schwefelkupfer erkannt. In der salzsauren Lösung, aus welcher durch Schwefelwasserstoff das Arsenik und das Kupfer entfernt worden waren, konnte man nichts mehr als etwas Kalk entdecken. Dass fragliches Pulver arsenikhaltig sei, wurde unter Anderem dadurch bewiesen, dass daraus mittelst des Marsh'schen Verfahrens das Arsenik im metallischen Zustande hergestellt, und das hergestellte Metall durch weitere Prüfung mit völliger Gewissheit erkannt werden konnte. Um zu sehen, ob etwas von dem im Pulver vorhandenen Arsenik in Wasser und wässerigen Flüssigkeiten löslich sei, wurde ein Theil des Pulvers mit Wasser gekocht, dieses dann vom Pulver abfiltrirt und näher untersucht. Man fand, dass diese wässerige Flüssigkeit, nachdem sie mit etwas Salzsäure angesäuert worden, auf Zusatz von Schwefelwasserstoff sogleich einen gelben Niederschlag von Schwefelarsenik hervorbrachte, dass mithin das Wasser aus dem Pulver Arsenik als arsenige Säure aufgelöst hatte. Durch die chemische Untersuchung wurde sonach in diesem Pulver Arsenik und zwar als arsenige Säure, dann Kupferoxyd, Kalk und Kohlensäure nachgewiesen, weshalb dieses sogenannte Frankfurter Grün als ein mit Kreide (kohlensaurem Kalk) gemengtes Schweinfurter Grün (arsenigsaures Kupferoxyd) erklärt werden musste.

2) Ein graues Pulver in einer Schachtel mit der Aufschrift „Früh und Abends 1 Kaffeelöffel voll.“

Dieses Pulver hatte einen nicht näher zu bezeichnenden Geruch, der möglicherweise davon herrühren konnte, dass es in der Nähe eines flüchtigen Stoffes vielleicht aufbewahrt worden sein mochte. Die chemische Untersuchung konnte nichts entdecken als phosphorsauren und kohlensauren Kalk und etwas Kohle, so dass fragliches Pulver der Hauptsache nach nichts Anderes war, als nicht vollkommen weiss gebrannte Knochen im gepulverten Zustande. Eine Prüfung auf Arsenik gewährte nichts davon.

3) Ein blaues Pulver in einer Schachtel.
Dieses Pulver, blau, krystallinisch, grobkörnig, war der näheren Untersuchung zufolge nichts Anderes als schwefelsaures Kupferoxyd, sogenannter blauer Vitriol oder Kupfervitriol.

4) Ein röthliches Pulver, in einem fettgetränkten Papiere in einer hölzernen Schachtel.

Dieses zitronengelbe bis orangerothe Stückchen von muscheligem Bruche darstellende Pulver verhielt sich bei der chemischen Prüfung ganz wie Schwefelarsenik, und zwar wie gelbes Schwefelarsenik oder sogenanntes Auripigment oder Opment. Es war in der Hitze flüchtig und oxydirbar; beim Glühen mit Soda und Kohle in einer Glasröhre gab es einen metallischen Anflug, der beim Erhitzen mit dem Löthrohre stark nach Knoblauch riechende Dämpfe entwickelte und sich auch bei der Untersuchung als metallisches Arsenik zu erkennen gab. Der kohlige Rückstand färbte nach dem Befechten Silber schwarz und entwickelte beim Ansäuren Schwefelwasserstoff. Ferner löste sich das feinzerriebene gelbe Pulver in äzenden Ammoniak; beim Ansäuren dieser Lösung wurde wieder gelbes Schwefelarsenik niedergeschlagen, aus welchem durch Erhitzen mit Soda und Cyankalium Arsenik reduziert werden konnte. Da das künstlich bereitete Auripigment ausser Schwefelarsenik gewöhnlich auch arsenige Säure enthält, so wurde auch das in Rede stehende Pulver darauf untersucht. Beim Kochen des Pulvers sowohl mit salzsaurem Wasser als auch mit reinem Wasser konnte daraus arsenige Säure ausgezogen werden, welche sich in der filtrirten Flüssigkeit durch den gelben Niederschlag zu erkennen gab, welchen nach dem Ansäuern Schwefelwasserstoff darin hervorbrachte.

5) Ein schwarzgraues Pulver mit metallischem Glanze in einer Schachtel.

Dieses Pulver stellte sich bei der chemischen Untersuchung als gewöhnlicher Graphit — Ofenschwärze — heraus. Von Arsenik erwies die chemische Prüfung nichts.

6) Ein schwarzes Pulver in einer Schachtel.

Die chemische Untersuchung liess dieses Pulver als ge-

pulverte verkohlte Knochen erkennen, sogenanntes Beinschwarz. Von Arsenik konnte nichts entdeckt werden.

7) Ein rothbraunes Pulver in einer Schachtel.

Der chemischen Untersuchung zufolge war dieses Pulver Kieselerde, Thonerde und Eisenoxyd, d. h. fetter rother Thon oder sogenannter rother armenischer Bolus.

8) Ein weisses Pulver in einer fettigen Papiertute in einer Schachtel.

Dieses Pulver erwies sich als Stärkmehl — sogenannte Stärke — frei von Arsenik.

Endlich wurde auch noch Russenkäferpulver von jenem mit Puschereien sich befassenden Bauer, von dem im Hause des M. M. das Russenkäferpulver bezogen wurde, der chemischen Prüfung unterstellt. Es hatte einen Geruch wie *Foenum graecum*, und mit der Loupe konnte man darin weisse Körner und metallisch glänzende Blättchen wahrnehmen. Beim Erhitzen auf Kohle gab das Pulver einen starken weissen Rauch von knoblauchartigem Geruche, wodurch die Gegenwart von Arsenik angezeigt wurde. Bei der Behandlung des Pulvers mit warmem Wasser wurde darin ein Theil aufgelöst; in der filtrirten Flüssigkeit konnten mit aller Bestimmtheit Zucker und arsenige Säure nachgewiesen werden. Der im Wasser unlösliche Theil des Pulvers hatte alle Eigenschaften des metallischen Arseniks, so dass also dieses Pulver unzweifelhaft Scherbenkobalt oder Fliegenstein und Zucker war.

Die A. G. — nach ihrer Verheirathung mit dem M. M.: A. M. genannt — gibt zu, solches Pulver gehabt und selbst verwahrt zu haben. Sie will jedoch dessen giftige Eigenschaft nicht gekannt haben, obwohl Niemand in ihrer Umgebung darüber im Zweifel war und sie sich in die mannichfachsten Widersprüche hierüber verwickelt; z. B. gibt sie selber an, Mehl, in das aus Versehen Ofenstaub abgestreift worden sei, Vorsichtshalber weggeworfen zu haben. Der Bezug dieses Giftstoffes ist nicht nur nachgewiesen, sondern ein Zeuge sagt auch aus, dass er, damals Dienstknecht im Wirthshause zu K., um die Zeit des Todes der Wirthin, innerhalb sechs Wochen dreimal auf Bestellung der A. G.

solches Pulver bei jenem Bauer zu O. habe holen müssen, zuletzt mit dem Beisatze, er solle es schärfer machen. Später widerrief er diese Angaben in der auffallendsten Weise und will es nur einmal geholt haben. Die F. S. gibt auch an, sie habe der A. M. einmal auf einen Bestellzettel das Wort „Arsenicum“ schreiben müssen. Diese gibt es zu und behauptete, Arsenik sei ihr als Mittel gegen die Russenkäfer gerathen, zugleich aber gesagt worden, sie bekomme es nur auf schriftliche Bestellung. Der Besitz von Gift auf Seite der Beschuldigten ist also nachgewiesen.

Die A. M. schiebt nun, obwohl sie die giftige Eigenschaft des Russenpulvers nicht gekannt haben will, gerade auf dasselbe die Schuld der Vergiftung der F. M. Sie behauptet nämlich, dieselbe habe gebrauchten Thee öfter auf dem Ofen getrocknet; auf denselben sei auch Russenpulver gestreut worden, und so vielleicht unter den Thee gekommen, von dem die Erkrankung der F. M. herrühre. Eine andere Vermuthung über die Vergiftung der F. M. hat sie ebensowenig, wie über die Erkrankung der F. S. Allein es ist nachgewiesen, dass die F. M. viel zu reinlich war, um eine derartige Trocknung gebrauchten Thees vorzunehmen, dass das Beginnen sinnlos gewesen wäre, weil der einmal gebrauchte Thee ohne Kraft war. Keiner der Hausgenossen hat je etwas Derartiges gesehen.

In gleicher Weise sind die Kombinationen der A. M. widerlegt, es sei durch Unordnung der F. M. in ihrer Hausapotheke und Berührung von arsenikhaltiger Laussalbe und anderen Mitteln mit ihrem Thee dieser vergiftet worden. Es ist nämlich konstatirt, dass diese Laussalbe erst nach dem Tode der F. M. in das Haus kam, dass sie nie aufbewahrt wurde, und dass die F. M. die beste Ordnung hielt.

Eine Vergiftung der F. S. auf diese Weise ist natürlich noch weniger denkbar. Wohl aber ist bemerkenswerth, dass die A. G. von der F. M. einige Zeit vor deren Erkrankung zu sorgsamer Aufbewahrung des Russenkäferpulvers ermahnt wurde, dasselbe hierauf einige Zeit aus der Küche verschwand, zur Zeit der Erkrankung der F. S. aber wieder in der Küche gesehen wurde.

Auch ausser diesen bewiesenen Thatsachen ist das Benehmen der A. G. so, wie man es häufig bei schuldbewussten Angeklagten findet. Sie findet ihre Vertheidigung nicht darin, dass sie sich konsequent an die Wahrheit hält, sondern sie bringt Lügen aller Art vor, welche zu ihren Gunsten sprechen sollen. So gibt sie eine Erzählung über die Krankheit der F. M., welche in den wesentlichen Punkten widerlegt ist. Sie behauptet, dieselbe habe kein Vertrauen zu den ihr gereichten Medizinen gehabt und Pfuschkittel aus ihrer Hausapotheke genommen. Der sie behandelnde Landarzt dagegen gibt an, er habe nur wahrgenommen, dass sie alle die ihr verordneten Mittel regelmässig genommen habe und belegt dieses mit der Thatsache, dass sie die geleerten Arzneigläser alsbald zur Erneuerung der Mittel ihm zugeschickt habe. Die A. M. behauptet ferner, ein der F. M. verordnetes Klystir habe nicht gewirkt, sie habe deshalb ein Abführungsmittel genommen, welches sie in der Hausapotheke hatte, und habe hiebei das Bett verlassen. Die Hebamme, welche ihr das Klystir gab, gibt aber an, das zweite habe gewirkt, und durch mehrere Zeugen ist erwiesen, dass sie viel zu schwach war, das Bett zu verlassen. Die A. M. behauptet weiter: die F. M. und die F. S. seien beide schon vor den kritischen Erkrankungen leidend gewesen. Niemand weiss etwas davon. Es ist ferner erwiesen, dass die Beschuldigte während der Krankheit der F. M. fortwährend das Krankenzimmer behorchte und wissen wollte, wie man dort spreche, vom Beiziehen eines zweiten Arztes abrieth, weil es doch vergeblich sei. Es ist erwiesen, dass sie damals schon den Vermögensverhältnissen nachspürte. Sie läugnet alle diese Umstände. Sie behauptet, erst kurz vor Lichtmess 1858 habe der Wirth M. M. ihr einen Heirathsantrag gemacht und sie habe dieses gar nicht für Ernst gehalten. Es ist aber erwiesen, dass sie längst schon daran dachte. Von Anfang des Jahres 1857 liegen schon Briefe vor, in welchen sie von ihrer Verehelichung sprach. Sie behauptet, Heirathsanträge gehabt zu haben, welche ihr eine Heirath mit M. M. als nicht so sehr wünschenswerth habe erscheinen lassen; sie führt ihren Geliebten B. und

einen Bauernsohn F. an. Vom Ersteren ist erwiesen, dass er vom Heirathen nur als von einer fernen Möglichkeit sprach; Letzterer erklärt, nie daran gedacht zu haben. Es ist erwiesen, dass sie eine Liebschaft der F. S. in jeder Weise herbeizuführen suchte. Sie läugnet dieses und will erst davon erfahren haben, als M. M. sie bei ihrem Liebhaber fand. Ein Zeuge bekundet bestimmt, die A. G. habe ihn veranlassen wollen, eine falsche Thatsache zu bekunden, als habe er ihr ein Mittel gegen Russenkäfer gerathen. Im Arreste behauptete sie, kurz vorher abortirt zu haben, was sich als Unwahrheit erwies. Vorher sagte sie selbst, sie werde bald verhaftet werden und müsse dann den Wirth aufbringen. Sie läugnet es.

Gegen alle im Vorstehenden entwickelten Verdachtsgründe vertheidigt sich die A. G., welche die beiden ihr zur Last gelegten Verbrechen mit aller Energie in Abrede stellt, hauptsächlich damit, dass sie sämtliche Zeugen verdächtigt. Sie behauptet, es bestehe eine grosse von der Familie der ersten Frau des M. M. angestiftete Verschwörung gegen sie. Diese sei ihr feind, weil M. M. nicht die F. S. geheirathet oder sein ganzes Vermögen auf sie vererbt habe, indem er nicht wieder geheirathet hätte. Alle Zeugen seien ihr missgünstig und neidisch, und von der Familie der F. M. beeinflusst. Auch bei dieser von fast allen Verbrechern angewendeten Vertheidigungsart lässt sich die A. G. auf Unwahrheiten betreten. Sie behauptet, Warnungen vor den Verfolgungen der ihr feindlichen Familie empfangen zu haben, will aber merkwürdigerweise die warnenden Personen weder gekannt, noch um ihren Namen gefragt haben. Unter den von ihr behaupteten Umständen kann sie aber nicht einmal Warnungen erhalten haben. Personen, von denen sie Verabredungen gegen sie gehört haben will, die im Wirthshause zu Y., wo ein Bruder der F. M. ansässig ist, geschmiedet worden seien, stellen dieses bestimmt in Abrede. Kein Umstand, den sie für solche systematische Verfolgung anführt, hat sich bestätigt. Dagegen ist es sehr natürlich, dass unter den oben angeführten Umständen die Q.'sche Familie sie als die Mörderin der F. M. betrachtet.

Zu erwähnen kommt noch, dass die Hausapotheke des Chirurgen H., aus der die F. M. während ihrer Krankheit die Arzneien erhielt, laut vorliegender amtlicher Visitationsprotokolle von den Jahren 1853, 1854 und 1855 in bester Ordnung befunden worden ist. Chirurg H. führte in seiner Handapotheke niemals Arsenik, und die Gifte, die er führt, sind vorschriftsmässig in einem Giftschränke aufbewahrt; überhaupt ist die ganze Handapotheke in dem geordnetsten und reinlichsten Zustande.

Das Ergebniss der öffentlichen schwurgerichtlichen Verhandlung, was die Zeugenaussagen bezüglich des Verhältnisses der früheren Köchin A. G. und nunmehrigen Wirthin A. M. zu den verschiedenen in dieser Kriminalsache auftretenden Persönlichkeiten betrifft, war ein von der Voruntersuchung in vielen Punkten abweichendes, doch nicht so, dass die Indizienbeweise, die die k. Staatsbehörde in der Anklageschrift lieferte, beträchtlich erschüttert worden wären. Doch stellte sich mit ziemlicher Gewissheit heraus, dass man in dem Hause des M. M. mit grossem Leichtsinne mit dem Russenkäferpulver umging. Aerztlicherseits ist bezüglich der Differenz der Ergebnisse der Voruntersuchung und der öffentlichen Verhandlung nur das von Bedeutung, dass die F. S. am ersten Tage der Verhandlung mit aller Bestimmtheit erklärte, nach dem Vergiftungsversuche des 18. Dezember 1855 zehn Tage lang im Bette gelegen zu haben und im Ganzen 14 Tage krank gewesen zu sein. Sie habe Uebelkeiten verspürt und grosse Mattigkeit, die ihr nicht erlaubt habe, aufzustehen. Am 2. Tage jedoch konstatierte der sie damals behandelnde Arzt Dr. E., dass zwar die F. S. am 19. und 20. Dezember 1855 im Bette gelegen, jedoch am 20. Dezember 1855 so wohl gewesen sei, dass sie aus der ärztlichen Behandlung entlassen werden konnte. Darauf hin räumte die F. S. ein, schon am 21. Dezember 1855 zwar das Bett verlassen zu haben, doch habe sie 8—10 Tage lang das Zimmer nicht verlassen können.

Gutachten.

Ich habe mir die Fragen vorgelegt, durch deren aus-

fürliche Beantwortung ich jene Klarheit vom ärztlichen Standpunkte aus in vorliegende Sache zu bringen hoffe, deren der hohe Gerichtshof und die Herrn Geschworenen benöthigt sein dürften:

I. Ist Arsenik ein Gift im Sinne des Gesetzes?

II. Starb die F. M. an Arsenikvergiftung?

III. Welche Anhaltspunkte kann die ärztliche Wissenschaft an die Hand geben zur Lösung der Frage, wie das Gift in den Körper der lebenden F. M. gekommen?

IV. Was sagt die ärztliche Wissenschaft zu dem Vergiftungsversuche an der Kellnerin F. S., dessen die A. M. ebenfalls angeschuldigt ist?

ad I.

Ist Arsenik ein Gift im Sinne des Gesetzes?

Was das Gesetz unter Gift versteht, besagt es nicht. Es muss deshalb gestattet sein, darnach zu forschen, was wohl der Gesetzgeber unter Gift verstanden haben wolle? Bei Lösung dieser Frage haben wir uns nicht an die Strafrechtswissenschaft zu wenden, die primär nicht in der Lage sich befindet, den Begriff Gift zu definiren, sondern an die Naturwissenschaft — denn was Gift sei, ist zunächst eine naturwissenschaftliche Frage.

Gift ist jede Substanz, welche, gleichgiltig, ob Natur- oder Kunstprodukt, durch die chemische Natur ihrer Moleküle und durch die derselben immanenten Kräfte einwirkend und mit dem gesunden Organismus konkurrirend zurnormalen Ernährung, d. h. zur Bildung, Fortbildung und Restauration des Körpers sich nicht geeignet erweist, im Gegentheile unter bestimmten Bedingungen die Form- und Mischungsverhältnisse der organischen Theile mehr oder weniger alterirt und somit unter Veranlassung grösserer oder geringerer Funktionsstörung, grösserer oder geringerer Disstruktion oder gar des Todes der Gesundheit und dem Leben in merklicher Weise Abbruch thut.

Es sind demnach fünf Eigenschaften, welche in naturwissenschaftlicher Hinsicht den Begriff Gift zusammensetzen:

1) Was Gift genannt werden will, muss etwas Materielles, eine Substanz sein. Substanzlose Dinge können im naturwissenschaftlichen Sinne keine Gifte genannt werden. Was Gift genannt werden will, muss ferner

2) eine chemische Wirkung mittelst seiner Atome und der ihnen innewohnenden Kräfte äussern. Was keine chemische Wirkung äussert, ist kein Gift im naturwissenschaftlichen Sinne. Was Gift genannt werden will, muss ferner

3) mit dem gesunden Organismus in Wechselwirkung tretend sich nicht zur Fortbildung, Erhaltung und Ernährung desselben geeignet erweisen. Der gesunde Organismus muss als Maassstab der Beurtheilung gelten, weil die Wirkung von Substanz auf den kranken Organismus eine viel zu mannichfaltige ist, als dass der kranke Organismus den Maassstab abgeben könnte, an dem man abmessen dürfte, ob eine bestimmte Substanz Gift sei oder nicht. Was mit dem gesunden Organismus in Wechselwirkung tretend sich zur Ernährung, Fortbildung und Erhaltung desselben geeignet erweist, fällt nicht in den Begriff Gift, sondern in den Begriff eines Ernährungsmittels. Daraus folgt,

4) dass, was Gift genannt werden will, im direkten Gegensatze zu jener erhaltenden, ernährenden, erkräftigenden Wirkung, welche die Lebensmittel auf den Organismus äussern, eine die Form- und Mischungsverhältnisse der organischen Theile mehr oder weniger alterirende, d. h. störende Wirkung äussern müsse. Die nothwendige Folge dieser alterirenden, störenden Wirkung ist, dass

5) was Gift genannt werden darf, auch eine grössere und geringere Störung im Allgemeinbefinden, eine grössere oder geringere Störung der Gesundheit äussern müsse und möglicherweise selbst den Tod herbeiführen könne.

Wendet man diese fünf Merkmale auf die Arsenikalien, d. h. die arsenikhaltigen Stoffe, an, so kann darüber kein

Zweifel obwalten, dass jedes derselben Gift im naturwissenschaftlichen Sinne ist. Jedes Arsenikal ist nämlich

- 1) eine Substanz, welche
- 2) erfahrungsgemäss eine chemische Wirkung äussert, mit dem gesunden Organismus in Wechselwirkung tretend
- 3) sich nicht zu seiner Ernährung und Erhaltung geeignet erweist, d. h. kein Lebensmittel ist, vielmehr
- 4) erfahrungsgemäss die Mischungsverhältnisse des Organismus wesentlich stört, und
- 5) der Gesundheit und dem Leben wesentlichen Abbruch thut.

Nach allem Dem ist kein Zweifel, dass Arsenik nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen ein Gift ist, ob auch im Sinne des Gesetzes, muss ich selbstverständlich in letzter Instanz einem hohen Gerichtshofe überlassen. Für mich dem es nur zusteht, eine gutachtliche Ansicht zu äussern, existirt kein Zweifel, dass der Gesetzgeber unter Gift Das verstanden wissen wollte, was schon die Naturwissenschaften und auch der Volksmund, letzterer in concreto mit vollstem Rechte, Gift nennen.

Mein Gutachten geht dahin: es ist Arsenik Gift im Sinne des Gesetzes.

ad II.

Starb die F. M. an Arsenikvergiftung?

Antwort: Ja!

Vergiftung ist die aus der Wechselwirkung von Gift und lebender Körpermasse sich ergebende Störung der Form- und Mischungsverhältnisse des Organismus, welche Wechselwirkung sich je nach dem Grade und Umfange derselben und der physiologischen Dignität des alterirten Theiles bald durch vorübergehende Störung der Funktionen und des Wohlseins, bald durch Krankheit, bald durch rasche Vernichtung des Lebens kund gibt. Ich werde nach dieser Begriffsbestimmung den Nachweis zu liefern haben, dass eine solche Wechselwirkung zwischen Arsenik und dem Organismus der F. M. stattgefunden hat, die schliesslich mit dem Tode endete. Ich trete diesen Beweis an:

1) In der Leiche der ausgeerdigten F. M. fand sich,

wie uns die Chemie besagt, Arsenik, und zwar, worauf ich ganz entscheidendes Gewicht lege, nicht bloss in jenen Leichentheilen, die ehemals Magen- und Darmkanal waren, sondern auch in der Bauchwandung und Leber. Dieses scheint mir durchschlagend; denn hiermit ist ein vollgültiger, zweifelloser Nachweis gegeben, dass das in der Leiche vorgefundene Arsenik nimmermehr nach dem Tode in die Leiche gelangen konnte, sondern während des Lebens in den Organismus gebracht worden sein musste. Wo, wie hier der Sarg, in der die F. M. in concreto beerdigt war, noch in seinen Fugen und die Grabeserde ganz arsenikfrei war, da kann der Annahme, das Arsenik sei von aussen her während und durch den Verwesungsprozess in die Leber und die Bauchwandung gelangt, nimmermehr Raum gegeben werden; da kann vielmehr der Arsenik nur auf dem Wege der Aufsaugung und des Ueberganges in die Blutmasse gelangt sein, und dieses setzt einen lebenden Organismus voraus, weil dieser allein die Bedingungen der Möglichkeit einer Aufsaugung und eines Ueberganges des Giftes in die Blutmasse möglich macht. Also das ist ausser allem Zweifel, dass in die Leber und die Bauchwandung unter den gegebenen Verhältnissen das von der Chemie in der Leiche vorgefundene Arsenik nur durch Uebergang desselben in die Blutmasse gelangen konnte, und damit ist auch vollkommen gewiss, dass die F. M. noch zu Lebzeiten Arsenik bekommen hat.

2) Wie viel Arsenik die Chemie in der Leiche der F. M. vorfand, besagt sie uns nicht; sie besagt uns bloss, dass bei jedem Versuche mit der Marsh'schen Probe in der Vorlagröhre metallisches Arsenik sich absetzte. Das genügt vollständig, um sich ein Urtheil über die Menge des zu Lebzeiten der F. M. in ihrem Organismus zu bilden. Addirt man nämlich zu der uns unbekannten Menge des durch die Marsh'sche Probe vorgefundene Arseniks jene uns unbekannten Arsenikmengen, die während des Lebens durch fortgesetztes Erbrechen wieder aus dem Körper der F. M. entfernt wurden, und die sich während des Verwesungsprozesses in der Form von Arsenikwasserstoffgas ver-

flüchtigten, so kommt ein Quantum Arsenik heraus, welches über und über gross genug ist, die F. M., so wie überhaupt jeden anderen Menschen zu vergiften.

3) Auch während des Lebens der F. M. stellten sich Erscheinungen ein, welche, bei bereits erwiesener Thatsache, dass die F. M. zu Lebzeiten eine zur Vergiftung ausreichende Menge Arsenik bekommen habe, solche waren, wie sie gewöhnlich nach akuten Arsenikvergiftungen sich einstellen: es erfolgte Würgen und Erbrechen, die Magengegend war gleich von Anfang an schmerzhaft, ohne aufgetrieben zu sein, die Kranke fieberte bald nach Ausbruch der Krankheit, in der Magengegend wurde bald ein brennender Schmerz empfunden, der Darmkanal zeigte anfänglich trotz gegebener Abführmittel gänzliche Unthätigkeit, die Zunge war trocken. In der zweiten Hälfte der Krankheit stellte sich ein gänzlicher Verfall der Kräfte ein; es zeigte sich ein frieselartiger Ausschlag, Krämpfe in den Füßen und Waden traten ein, bis endlich die Kranke ihrem Leiden erlag. Das ist ein Krankheitsbild, wie es sich gewöhnlich bei akuter Arsenikvergiftung entrollt und welches mehrere der Arsenikvergiftung eigenthümliche Symptome darbietet: anfänglich das Würgen und Erbrechen, dabei der brennende Schmerz in der Magengegend, das Erscheinen eines Hautausschlages und Krämpfe in den Füßen und den Waden in der zweiten Hälfte und gegen Ende der Krankheit.

Mein Gutachten geht dahin: es ist die F. M. an Arsenikvergiftung gestorben.

ad III.

Welche Anhaltspunkte kann die Wissenschaft zur Lösung der Frage geben: wie das Gift in den Körper der lebenden F. M. gekommen sein möge?

Nach Lage der Dinge kommen in concreto folgende Eventualitäten in Betracht:

1) Die verstorbene F. M. wird geschildert, als eine brave, christliche, gottesfürchtige, fromme Frau; sie lebte in glücklicher Ehe und war von Allen geliebt und geachtet.

Es wird uns von ihr gesagt, dass sie während ihrer letzten Krankheit anfänglich fleissig die Medizin genommen, sogar den Chirurg H. stets um neue Medizin angegangen und überhaupt sehnsüchtig auf Besserung gehofft habe. Solche Verhältnisse und solches Benehmen lassen nicht auf Selbstmord schliessen, und ich glaube daher, dass psychologischerseits keine Anhaltspunkte zu einer solchen Annahme vorliegen.

2) Es wäre denkbar, dass durch ein Versehen oder durch einen Unglücksfall ein Theil des auf den Ofen zur Vertilgung der Russenkäfer gestreuten arsenikhaltigen Pulvers in den Thee gekommen wäre, den sich die F. M. auf dem gleichen Ofen trocknete.

Es muss Aufgabe der k. Staatsbehörde sein, über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit solcher Annahme sich zu erklären. Von Seite ärztlicher Wissenschaft steht einer solchen Annahme nichts Gewichtiges entgegen.

3) Es wäre denkbar, dass in der Kommode, in der die F. M. ihre Hausapotheke hatte, und in der auch Russenkäferpulver aufbewahrt worden sein soll, durch einen uns unbekannten Unglücksfall beide Stoffe mit einander gemengt worden seien. Arsenik geht nicht auf dem Wege der Verflüchtigung auf andere Stoffe über; wenn daher Russenkäferpulver in Arzneistoffe aus der Hausapotheke gelangte, konnte dieses nur durch mechanische Beimengung geschehen.

4) In der Hausapotheke der F. M. wurden gifthaltige Stoffe gefunden, nämlich Schweinfurter Grün oder eine Verbindung von arsenigsaurem Kupferoxyd mit kohlensaurem Kalk, dann Operment oder gelbes Schwefelarsenik. Alle übrigen vorgefundenen Stoffe der Hausapotheke waren arsenikfrei. Es wäre die Möglichkeit denkbar, dass die F. M. einen Missgriff gemacht und eines dieser beiden Gifte statt eines anderen Stoffes genommen hätte. Es wird Sache der k. Staatsbehörde sein, sich für oder gegen die Zulässigkeit einer solchen Annahme auszusprechen; von Seiten ärztlicher Wissenschaft wird gegen keine dieser beiden Annahmen eine Einrede erhoben werden.

5) Der Brechweinstein oder der Tartarus stibiatus enthält im unreinen Zustande hin und wieder etwas Arsenik,

und man könnte daher vielleicht auf den Gedanken kommen, dass, weil die F. M. Brechweinstein aus der Hausapotheke des Chirurgen H. erhielt, dadurch die Vergiftung geschehen sei. Diese Annahme ist ärztlich unzulässig. Ich berufe mich in dieser Hinsicht nicht auf die grosse Ordnung und Reinlichkeit in der Handapotheke des Chirurgen H., nicht darauf, dass Chirurg H. niemals in seiner Handapotheke Arsenikalien führte, nicht darauf, dass dann auch an anderen Kranken eine solche vergiftende Wirkung des Brechweinsteins sich hätte zeigen müssen; wohl aber berufe ich mich auf die Thatsache, dass die F. M. schon am 20. Oktober 1854 erkrankte und erbrach, und Chirurg H. erst am 21. Oktober 1854 Brechweinstein verordnete und gab.

6) Wie oft kam Gift in den Körper der F. M.? Ein Mal oder mehrmals? Es dauerte 10—12 Tage, bis das Erbrechen bei der F. M. nachliess; und blieben bis dahin alle Arzneimittel erfolglos, und so oft die F. M. Medizin nahm, bekam sie stets einen brennenden Schmerz im Magen. Man kann daraus schliessen, dass der F. M. öfter Gift gereicht worden sein müsse und zwar wahrscheinlich jedesmal in kleiner Dosis in der Arznei. Ich will auch vom wissenschaftlichen Standpunkte einem solchen Schlusse keineswegs entgegentreten und gebe die Möglichkeit zu, dass der F. M. in der Medizin fortgesetzt Gift jedesmal in kleiner Dosis gegeben worden sei. Doch muss dieser Schluss nicht nothwendig gezogen werden; denn es lassen sich alle bei der F. M. aufgetretenen Krankheitserscheinungen auch durch die Annahme nur einmaliger Gifteinführung erklären. Es liegen Fälle von Arsenikvergiftungen genug vor, in welchen notorisch nur Ein Mal Arsenik gereicht und genommen wurde, und trotzdem das Erbrechen 6—8—9 Tage dauerte. Das Erbrechen dauert überhaupt bei Arsenikvergiftung so lange, als noch Arsenik im Magen oder letzterer durch arsenige Blutvergiftung gelähmt wird. Zudem war die ärztliche Behandlung, weil die behandelnden Aerzte eine falsche Diagnose gestellt hatten, in den ersten Tagen nur insoweit auf Stillung des Erbrechens gerichtet, als sie am 21. Okt. 1854 und 26. Okt. 1854 ein Brechmittel verordneten, um die das stete Erbrechen

hervorrufenden fremden Stoffe aus dem Magen hinauszuschaffen. Im Uebrigen bestanden die verordneten Stoffe aus Senna, Rhabarber, Kalomel, Salmiak, Glaubersalz — lauter Stoffe, die weder an sich noch in der Form, wie sie gereicht wurden, geeignet waren, das Erbrechen zu stillen, daher es nicht auffallend ist, wenn es fortdauerte. Erst die am 28. Oktober 1854 gereichte Mohnsamenemulsion und die am 1. November 1854 verordnete Kalisättigung waren direkt gegen das Erbrechen gerichtet und bemeisterten es, — freilich wahrscheinlich nur deshalb, weil bereits das Arsenik damals in das Blut übergegangen war und eine lähmende Wirkung auf den Magen zu äussern anfang. Auch das darf nicht geradezu auffallen, wenn die F. M. nach dem jedesmaligen Arzneigenusse sich über einen brennenden Schmerz im Magen beklagte. Die Darreichung des Arseniks hatte jedenfalls den Magen in Entzündung versetzt und jedes entzündete Organ ist empfindlich. Ich finde es ganz begreiflich, dass ein brennender Schmerz sich einstellte, so oft in den empfindlichen Magen Rhabarber, Senna, Salmiak, Glaubersalz Manna gebracht wurde.

Mein Gutachten geht dahin: es ist ärztlicherseits die Annahme zulässig, dass der F. M. wiederholt Arsenik in den Arzneien beigebracht worden; es muss dieses aber nicht nothwendig angenommen werden und lässt sich der ganze Krankheitsverlauf recht gut auch durch nur einmalige Gifteinführung erklären.

ad IV.

Was sagt die ärztliche Wissenschaft zu dem Vergiftungsversuche an der Kellnerin F. S., dessen die A. M. ebenfalls angeschuldigt ist?

Es ist Thatsache, dass weder vor noch nach dem 18. Dezember 1854 auf Kaffeegenuss Hausinwohner oder Gäste erkrankten; es ist Thatsache, dass auch am 18. Dezember 1854 von den übrigen Dienstboten des Hauses, die den für alle Hausinwohner bereiteten Kaffee tranken, kein einziger erkrankte und kein einziger etwas Verdächtiges in sei-

nem Kaffee fand. Die einzige Kellnerin F. S., ganz gesund, fand in ihrem Kaffee einen Bodensatz und wurde, obwohl sie nur ganz wenig vom Kaffee genossen, von einem fast 18 stündigen bis Nachts 11 Uhr anhaltenden Erbrechen befallen. Man ist nach Lage der Dinge berechtigt, diesen Kaffeegenuss als die einzige Ursache dieser Erkrankung anzusehen und rückzuschliessen, dass ein gesundheitsfeindliches Element in diesem Kaffee gewesen sein müsse. Zur Beurtheilung der näheren Beschaffenheit dieses gesundheits-schädlichen Stoffes liegen 2 Anhaltspunkte vor:

a) Jenes Experiment, das während des Verlaufes der Voruntersuchung der k. Herr Untersuchungsrichter und der k. Herr Gerichtsarzt anstellten, und das darin bestand, dass sie 4 Tassen Kaffee bereiteten, und nun in Abwesenheit der F. S., der F. O. und der K. D. in die eine Tasse zwei Kaffeelöffel voll Kaffeersatz, in die zweite zwei Kaffeelöffel Mauerverputz, in die dritte zwei Kaffeelöffel Putzsand und in die vierte zwei Kaffeelöffel voll Russenkäferpulver brachten, wie es im Hause des M. M. gebräuchlich ist. Alle 3 betheiligten Personen erklärten auf den ersten Anblick der 4 Kaffeetassen hin einstimmig, dass der Bodensatz jenes Kaffees, der das Russenkäferpulver enthielt, der Farbe nach ganz dem Bodensatz des kritischen Kaffees geglichen habe. Es gründet sich sonach die Beweiskraft dieses Experimentes auf die makroskopische Vergleichung der Farbenähnlichkeit der beiden Kaffeesätze. Eine bloss makroskopische Beurtheilung mag möglicherweise zur Bildung einer moralischen Ueberzeugung ausreichen; zur Bildung einer wissenschaftlichen Ueberzeugung genügt solche makroskopische Beurtheilung nicht.

b) Die F. S. will in Folge des Kaffeegenusses 10 Tage lang bettlägerig und 14 Tage lang krank gewesen sein. Sie musste noch während der öffentlichen Verhandlung diese ursprüngliche Aussage dahin modifiziren, dass sie schon am 3. Tage zwar das Bett, aber 8—10 Tage lang das Zimmer nicht verlassen habe. Es sei ferne von mir, mich in das Gebiet der juristischen Glaubwürdigkeit dieser Zeugin zu

ergehen; aber die ärztliche Glaubwürdigkeit dieser Zeugin ist alterirt, weil diese Glaubwürdigkeit von Zeugen überhaupt nur so lange intakt dasteht, als ein Zeuge sich nicht thatsächlich konstatirte Unwahrheiten hat zu Schulden kommen lassen. F. S. aber hat verschiedene Angaben gemacht: in der Voruntersuchung, sie sei nur 24 Stunden lang krank gewesen, in der öffentlichen Sitzung zuerst, sie habe 10 Tage lang im Bette gelegen und sei im Ganzen 14 Tage krank gewesen, und dann, dass sie 2 Tage im Bette gelegen, am 3. Tage aufgestanden sei und im Ganzen 8 Tage lang das Zimmer nicht verlassen habe. Aerztlicherseits kann daher bei solchen widersprechenden Angaben kein Gewicht auf eine dieser 3 Angaben mehr gelegt werden. Ich will nun selbst zugeben, dass die F. S. 8—10 Tage lang matt gewesen und sich unwohl gefühlt habe. Rein objektiv ist aber die Identität dieses 8—10tägigen Unwohlseins mit Arsenicismus keineswegs nachgewiesen, und lässt sich — mag der Stoff, der das 15—18 stündige Erbrechen erregte, was immer gewesen sein — die Mattigkeit und der geringe Grad von Unwohlsein recht gut aus dem heftigen und langen Erbrechen erklären. Wenn man 15—18 Stunden lang in Folge vorherigen Genusses eines gesundheitsschädlichen Stoffes in Einem fort erbricht, ist es nicht auffallend, wenn man 8—10 Tage lang sich matt fühlt und unwohl ist.

Mein Gutachten geht dahin: es muss in dem verdächtigen Kaffee ein gesundheitswidriger Stoff gewesen sein, über dessen Natur und Namen mir wissenschaftliche Ueberzeugung unmöglich ist.

Von Seite des Herrn Vertheidigers wurde die Mumifikation der Leiche der F. M. gleich jener des Fuhrknechtes F. R. insoferne urgirt, als die Mumifikation der Leiche der F. M. kein Beweismittel für geschehene Vergiftung derselben mehr sein dürfte. Ich entgegnete hierauf, dass aus dem angegebenen Grunde von mir in meinem Gutachten die Mumifikation, die überhaupt kein ausschliesslich beweiskräftiges,

diagnostisches Hülfsmittel der Arsenikvergiftung sei, gar nicht in die Reihe der Beweismittel für den Vergiftungstod der F. M. gestellt wurde.

Den Geschworenen wurden drei Fragen vorgelegt: eine auf das Verbrechen des Giftmordes, begangen an der Wirthin F. M.; die andere auf das Verbrechen des Mordversuches, begangen durch Beibringung von Gift an der Kellnerin F. S., die dritte auf dasselbe Verbrechen, begangen durch Beibringung einer gesundheitsschädlichen Substanz. Trotz der gegenüber der schwachen Vertheidigung mit allen Hülfsmitteln der Logik und Beredtsamkeit glänzend von der kgl. Staatsbehörde durchgeführten Anklage verneinten die Geschworenen alle drei Schuldfragen.



Bayerische
Staatsbibliothek
München

der F. M. gestellt wurde.

Den Geschworenen wurden drei Fragen vorgelegt: eine auf das Verbrechen des Giftmordes, begangen an der Wittve K. M.; die andere auf das Verbrechen des Mordversuches, begangen durch Beibringung von Gift an der Kellnerin F. S., die dritte auf dasselbe Verbrechen, begangen durch Beibringung einer gesundheitsgefährlichen Substanz. Trotz der gegenüber der schwachen Verteidigung mit allen Hülfsmitteln der Logik und Beredsamkeit glänzend von der kgl. Staatsbehörde durchgeführten Anklage verneinten die Geschworenen alle drei Schuldtagen.

Hofmann, Joseph,

Aus dem Gerichtssaale Separatabdruck aus A. Henke's Zeitschrift für die
Staatsarzneikunde. Mit zwei lithographirten Tafeln

Bd.: 4. Heft

Erlangen 1860

Bavar. 1269 m-3/4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10374655-1